
Titelseite vorne

Titelseite vorne,
Rückseite = S.2

Warum Zeitzeugen „unsterblich“ sind

„Wenn in naher Zukunft diejenigen, die im Krieg aufgewachsen sind, nicht mehr leben werden, ist auch die Zeit der Zeitzeugen vorbei.“

Stimmt die Aussage? Ja und nein. Ja – soweit es die direkte Zeugenschaft der Kriegs-Generation betrifft. Nein – weil Zeitzeugen Menschen sind, die von bestimmten historischen Ereignissen berichten können aus der Zeit, in der sie gelebt haben.

Ohne überlieferte Zeitzeugenberichte, um ein Beispiel zu nennen, wüssten wir heute womöglich nichts vom Leben und der Lehre Jesu. Ohne Schilderungen von Zeitzeugen wüssten wir aber auch weit weniger darüber, wie es sich anfühlt für Menschen, die dabei waren, als am 13. August 1961 die Mauer gebaut wurde oder auch, als sie am 9. November 1989 endlich fiel.

Und wenn es die Generation der Zeitzeugen aus der Hitler-Ära nicht mehr gibt?

Charlotte Knobloch, Jahrgang 1932, seit 1985 Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern und von 2005 bis 2013 Vizepräsidentin des Jüdischen Weltkongresses, schrieb dazu unter anderem:

„Wir stehen an einer historischen Schwelle. (...) Der Holocaust wird von Zeitgeschichte zu Geschichte.

Mit den letzten Zeugen brechen bisher tragende Säulen der deutschen Erinnerungskultur weg und es ist an den nachfolgenden Generationen, das Gerüst einer klugen und nachhaltigen Kultur des Gedenkens stabil zu halten und eigenverantwortlich auszubauen. Die Zeitzeugen hatten, beziehungsweise haben noch eine zentrale Bedeutung. Sie können etwas leisten, was kein Geschichtsbuch, kein Besuch einer Gedenkstätte oder eines Dokumentationszentrums, keine Geschichtsstunde und kein auch noch so guter Lehrer bewirken kann. (...)

Der Mensch ist zur Unmenschlichkeit imstande. Das ist im Kern die Botschaft des Holocaust – sie ist universell, international und generationsübergreifend.“

Ich sehe eine Gefahr:

Wenn die Kriegsgeneration nicht mehr lebt, der ich, Jahrgang 1931, angehöre, könnten viele Deutsche aufatmen wollen, als seien sie von der Last einer Schuld befreit, die sie selbst nie begangen haben. „*Ich habe keine Lust mehr, mich als Deutscher immer schuldig zu fühlen.*“ Der nächste Schritt wäre das bewusste Negieren bis hin zum Verleugnen der Verbrechen, die unter Hitler begangen worden sind. Die Schwierigkeit besteht darin, jüngeren Menschen klarzumachen, dass das Vergangene



Zeitzeugen zurück auf der Schulbank, Schulmuseum, Sept. 2017: hinten v.l.n.r.: Karl-Heinrich Büchner, Richard Hensel, Irmgard Schulz, Waltraut Ullmann, Walter Schmidt, Günter Lucks, Claus Günther, Günter Lübke, Wilhelm Simonsohn, Hans-Günter Schmidt, Edeltraud Jensen.

mit ihrem Leben heute und auch in der Zukunft zu tun hat.

Der Sozialpsychologe Harald Welzer sagt:

„Und dann kommen wir vielleicht an einen Punkt zu sehen, dass die Demokratiegefährdung heute nicht von Männern in schwarzen Uniformen ausgeht, aber möglicherweise von Erosionsprozessen innerhalb demokratischer Verfahren, von Auflösungen oder Angriffe[n] auf parlamentarische Verfahren oder von Internetkonzernen, die systematisch Überwachungsstrukturen etablieren.“

Künftige Generationen müssten dazu angeleitet werden, Parallelen zu ziehen zwischen früheren und heutigen Gefahren, um sich dagegen zu

wehren. Es gilt, Freiheit und Demokratie zu verteidigen und zu stärken. Radikale Ideologien verschwinden nicht einfach.

Noch einmal Charlotte Knobloch:

„Deswegen dürfen die historischen Ereignisse nicht vergessen werden. Auch ohne die Zeitzeugen bleibt die Geschichte ein fester Bestandteil des kollektiven Bewusstseins. Die Gegenwart hat einen Kontext. Einer Gesellschaft ohne Geschichtsbewusstsein droht neues Unheil, das sich verhindern ließe, wenn man die Lehren aus der Geschichte zieht und beherzigt. Denn völlig richtig stellte der US-Schriftsteller William Faulkner fest: „Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen.“

Claus Günther

Die Zeitzeugenbörse vor 200 Jahren... eine Zeitreise

Aus einer Inschrift im „Wandsbecker Bothen“ ist zu entnehmen, daß sich im Hamburger St. Georg ein illustrierter Gesprächskreis wohlfeiler Herren *supplémentaire*, in Begleitung einiger Damen, gebildet hat.

Man tauscht dorten, rege plaudernd, seine *Expériences*, als da sind Erlebnisse von früheren Zeiten, aus. Zur Erquickung der Anwesenden werden arabischer Café, sowie Wässer und dann und wann auch Kleingebäck zum Verzehr gereicht.

Dem wird, neben den Unterhaltungen, eifrig zugesprochen. Magister und Doctores von Lehranstalten machen sich von Zeit zu Zeit anheischig und erbeten Besuche dieser Zeitzeu-

gen, wie sich die Obengenannten auch nennen. Werden die *Èlèves* dann ihrer ansichtig, erheben sie sich ehrerbietig von ihren Plätzen, auf denen sie sonst zum lernen sitzen, und applaudieren *véhément*. Sie lauschen dann folgsam den Ausführungen, sintemalen sie ja auch äußerst wißbegierig sind.

Auf dem Weg nach den Schulen und von ihnen zurück besteigen die Zeitzeugen gern eine Droschke, ist jedoch die Strecke nur kurz, dann lenken sie ihre Schritte dahin und gehen folglich zu Fuß, was denn auch Balsam für Körper und Geist ist.

Günter Lucks



„Man tauscht dorten, rege plaudernd, seine *Expériences*...“ Gruppentreffen, ca. 2005. V.l.n.r. Marianna Feldbauer, Emmy Füllenbach, Walter Schmidt.

Wir sind Zeugen jener Zeit

Selbst Erlebtes hinterfragen. Das braucht Mut. Und kostet Zeit.
Zeugnisse aus fernen Tagen. Sprache mit Vergangenheit.

Wann sind wir hier angekommen? Was war unser Lebensziel?
Schicksal: willig angenommen? Wir erinnern noch sehr viel.

Notverordnung. Spekulanten. Gaslaternen. Straßenbahn.
Bücher – ausgemerzt! – verbrannten. „*Rassenschande!*“ Größenwahn.

Vorkriegskindheit. Hitlerjugend. Rohrstockschläge.
„*Feind hört mit!*“

Denunzieren – galt als Tugend.
„*Rechts um! Marsch! Im gleichen Schritt!*“

Bombennächte. Flak. Sirenen. Führerbunker. Wochenschau.
Flüsterpropaganda-Themen: Wunderwaffen! Kohlenklau.

Ausgebombt. Verwandte sterben, kaum betrauert. Krieg ist Krieg.
Heil und Sieg – bis zum Verderben! Weiterkämpfen, bis zum Sieg?

Schmachvoll ging der Krieg verloren.
Wer baut Deutschland wieder auf?



*Alliierte filmten befreite KZ, Billy Wilder
führte Regie: „Die Todesmühlen“ (1945).
Vorführung August 2011 im Seniorenbüro.*

Hungerwinter ... fast erfroren! Hamsterfahrten. Schwarzmarkt-Kauf.
 Götzenbilder, Heldenlieder, Heil-Geschrei ... Vergangenheit.
 Hitlers Welt – sie kehrt nicht wieder. Wir sind Zeugen jener Zeit.

Tabak aus dem Schrebergarten, selbst gezüchtet und – geraucht!
Louis Armstrong! Wo gibt's Karten?
 Horst fährt *Vespa*, „stark gebraucht“.

Bügelfreie Nylon-Hemden. „*Lucky Strike*“ – welch ein Geschenk!
 Buttercreme an Lisas Händen. Mini. Maxi. Heißgetränk ...

Szenen, die den Alltag zeigen. Zwanzig Jahre ausgewählt.
 Festgehalten, statt zu schweigen. Wissenswertes nacherzählt.

Selbst Erlebtes, unvergessen. Ausgesprochen, jetzt und hier.
 Schätze, die wir einst besessen – sprich: Erfahrung – , teilen wir.

Mensch sein und gemeinsam streben, frei von zwanghaftem System
 lernen, forschen, friedvoll leben. Wählen: ja, doch nie extrem!

Kriege? Sagt uns, was sie nützen! Blut und Tränen! Anarchie!
 Meinungsfreiheit zu beschützen, das bestärkt Demokratie.

Den Gedanken weitertragen in die Schulen, hier vor Ort.
 Zeitzeugen! Man soll uns fragen. Wir sind nach wie vor im Wort.

Claus Günther



*Besuch einer russischen Gruppe
 aus Orel im Steindamm-Büro,
 3.5.2005. Stehend:
 Peter Bigos, Carsten Stern (v. l.)*

Zeitzeugen gesucht!

**Sie sind beispielsweise Lehrerin oder Lehrer,
Historikerin oder Historiker, Journalistin oder Journalist –
vor allem aber sind Sie zeitgeschichtlich interessiert ...**

Und: Sie sind pensioniert bzw. Rentnerin oder Rentner – oder Sie werden es demnächst. Sie sind etwa im Alter zwischen 60 und 70, sind interessiert an Zeitgeschichte(n), und Sie arbeiten gern mit Menschen zusammen, vor allem mit Kindern oder Jugendlichen. Sie schätzen den Kontakt mit Medien, und/oder Sie schreiben gern ...

Kurz: Sie suchen eine neue, ehrenamtliche Aufgabe, für die Sie sich engagieren wollen. Unsere Empfehlung:

Werden Sie Zeitzeuge!

Wir Zeitzeugen treffen uns seit mehr als 20 Jahren an jedem 1. und 3. Dienstag im Monat in der Brennerstr. 90, im 5. Stock (Seniorenbüro), von 10 bis 12 Uhr. Wir besuchen Schulen, sprechen mit Medienvertreter*innen, machen Öffentlichkeitsarbeit und bringen dreimal im Jahr ein Mitteilungsblatt heraus.

Die Schulen finden inzwischen Interesse an Nachkriegsthemen. In diesem Kontext gilt es, eigene Erlebnisse zu schildern und die Demokratie zu stärken, damit extremistisches Gedankengut keine Chance hat. Die NS-Zeit mit Krieg und Diktatur liefern hier mahnende Beispiele.

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann melden Sie sich bitte montags bis donnerstags vormittags unter der Nummer **040 – 30 39 95 07** im Seniorenbüro Hamburg oder kommen Sie einfach zum nächsten Treffen vorbei.

Wir sind eine offene, überparteiliche Gruppe. Mitgliedsbeiträge werden nicht erhoben. Nähere Infos auf unserer Website **www.zeitzeugen-hamburg.de**.
E-Mail: **zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de**.

Wir freuen uns, Sie bald kennenzulernen!

Zeitzeugenbörse Hamburg, p.A. Seniorenbüro Hamburg e.V.,
Brennerstraße 90, 20099 Hamburg
gez. Ulrich Kluge

Respekt! 20 Jahre ZeitzeugenBörse

Spätsommer 1997: Interessierte Ältere kommen in der Max-Zelck-Str. 1 in Hamburg-Niendorf zusammen, um über die Gründung einer Zeitzeugenbörse zu diskutieren. Das Modellprojekt stammt aus Berlin; der Auftrag lautet: Aufbauhilfe für weitere Standorte außerhalb der Hauptstadt.

Im schönen Saal des Kirchenkreises West/Südholstein (heutiger Name nach einer Fusion) fand das erste Treffen statt. Das Seniorenbüro Hamburg, vertreten durch Ulrich Kluge, und die zwei Kirchenkreise im Hamburger Westen, vertreten durch Martha Wiehnbröker und Elke Ukenaseguin, hatten die Berliner Zeitzeu-

genbörse beim Seniorentag in Dresden kennengelernt und Georg Eichinger als deren Repräsentanten im Anschluss nach Hamburg eingeladen. Die Anwesenden, mehr als 20 ältere Zeitzeugen, alle hatten noch die NS-Zeit erlebt, nahmen den Auftrag an. Sie setzten sich das Ziel, ihre Erlebnisse jüngeren Menschen mitzuteilen. Die Botschaft: Nie wieder Krieg, nie wieder Verfolgung anderer Menschen aufgrund ihrer Gesinnung oder Religion.

20 Jahre später, Juli 2017:

Zum angekündigten Gruppenfoto erscheinen in der Gruppe Erinnerungsarbeit im Seniorenbüro in St.



Gruppe am 4. Juli 2017, v. l. n. r.: Karl-Heinrich Büchner, Richard Hensel, Ingeborg Schreib-Wywiorski, Claus Günther, Walter Ebel, Günter Lucks, Robert Hugo, Lisa Schomburg, Walter Schmidt, Peter Petersen, Hans-Günter Schmidt, Line Kippes, Wilhelm Simonsohn, Waltraut Ullmann, Edeltraud Jensen, Irmgard Schulz, Peter Bigos, Lore Bünger, Ulrich Kluge.

Georg 19 Personen, darunter 17 Zeitzeugen. Vier sind noch aus dem Auftakttreffen von 1997 dabei: Lore Bün-ger, Peter Bigos, Edeltraud Jensen und Claus Günther. Viel ist in der Zwischenzeit passiert. Niemand hätte dies beim Start so voraussagen können! Sehr früh war es geboten, einen Überblick über die Aktivitäten zu gewinnen. Heute würden wir sicherlich eine Internetseite gestalten, damals war daran noch nicht zu denken. Aber wir wollten eine Zeitung machen!

Im September 1998 entstand das Mitteilungsblatt „Die Zeitzeugen“, anfangs nur mit wenigen Seiten Umfang. Schnell wurde daraus **ZEIT-**

ZEUGEN, ein zurzeit 20-seitiges Format, das im Allgemeinen dreimal jährlich erscheint. Es enthält vorwiegend schriftlich fixierte Erinnerungen aus der Gruppe, aber auch Rückmeldungen von Schulen nach dem Besuch von Zeitzeugen. Rund 400 bis 500 Exemplare werden pro Ausgabe verteilt. (Jetzt und hier lesen Sie die **64. Ausgabe**, ein umfangreiches Sonderheft zum Jubiläum.)

Später wurden viele dieser Erinnerungen auch auf der **Webseite des Seniorenbüros** veröffentlicht, vgl. www.zeitzeugen-hamburg.de. Hierfür gilt im gleichen Maße wie für Schulbesuche und Gespräche mit Medien-



„KO-Gruppe“ der Zeitzeugenbörse am 7. September 2004. V.l.n.r.: Lore Bün-ger, Lieselotte Lamp, Helene Bornkessel, Claus Günther, Carsten Stern

vertretern: „Als Zeitzeuge kann sich nur bezeichnen, wer auch ein Publikum für seine Erinnerungen findet“. So hat es Georg Eichinger, der Beauftragte der Zeitzeugenbörse Berlin, 1997 bei seinem Besuch in Hamburg formuliert.

Unser Anliegen bei Schulbesuchen ist davon weiterhin geprägt: kurze, überschaubare Erinnerungen mit Anfang und Ende erzählen, am besten mit einer Pointe oder etwas Nachdenklichem zum Schluss – so wird die Aufmerksamkeit von Schülern hoch gehalten. Die Lektüre von kürzeren Episoden hat sich auch als erlebnisaktivierende Methode für Erinnerungen bewährt. Im Gespräch blei-

ben, den Dialog mit Jüngeren und Älteren (!) suchen, d. h. keine starren und endlosen Monologe, kein „Verbessern“ dessen, was unterrichtet wird. Und die tief verwurzelte Erkenntnis: Unsere Erlebnisse sind subjektiv, daraus lässt sich nicht ableiten, dass es allen so ergangen sein muss.

Wir lernten viel über den Umgang mit Schulklassen, später immer häufiger auch bei und in Einzelinterviews mit Schüler/innen oder auch Medien. Vergleiche („Früher war alles besser!“) vermeiden wir nach Möglichkeit; es gilt, sich in die Lebenswelt der Jüngeren hineinzudenken und Unbekanntes für sie so zu erläutern, dass es alle verstehen.



In Höchstform: „KO-Gruppe“ (Koordination und Redaktion), April 2008. V.l.n.r.: Carsten Stern, Claus Günther, Lore Bünger, Richard Hensel, Emmy Füllenbach, Peter Bigos, Karl-August Scholtz.

Mehr als 250 Schulbesuche und persönliche Gespräche mit Schüler/innen sind es schließlich geworden, an etwa 50 verschiedenen Schulen, viele davon im Hamburger Umland.

Basis der Arbeit war immer die themenorientierte Erinnerungsarbeit in unseren Gruppen. Die „IG Schreiben und Lesen“, bereits Anfang der neunziger Jahre von Helene Bornkessel aufgebaut, machte den Anfang. Lange Zeit gab es neben der City-Gruppe eine aktive Gruppe in Eppendorf, die von Richard Hensel, heute sehr aktives Mitglied der KO-Gruppe, in Nachfolge von Lieselotte Lamp geleitet wurde.

Die **Dienstags-Treffen der City-Gruppe** wurden von Maria Beimel, Wiebke Johannsen, Dr. Werner Hinze und heute Line Kippes engagiert und mit vielen Impulsen moderiert. Sie haben die Arbeit entscheidend mitgeprägt.

Was hat uns besonders beeindruckt?

Lange im Gedächtnis geblieben ist **2002 der Besuch aus Sydney**: Peter Skinner, Sohn eines australischen Bomberpiloten, kam mit seiner Tochter Bonnie. Er besuchte in Hamburg uns Überlebende, aber auch Plätze, die sein Vater im



5. Sept. 2002: Wiebke Johannsen, Lore Bünger, Elsa Bertels, Bonnie Skinner, Claus Günther, Peter Bigos und Christa Bode am Hamburger Hauptbahnhof

Zweiten Weltkrieg attackiert hatte, ehe sein Flugzeug, von der Flak getroffen, abdrehen musste.

Und wir hatten und haben unzählige **Medienkontakte!** Elsa Bertels war 2003 zu Gast in der Talkshow bei „Fliege“, Claus Günther wurde 2005 interviewt für KiKA, den Kinderkanal



Claus Günther gibt dem KiKA ein Interview an Originalschauplätzen Harburgs.

des ZDF. Gedreht wurde an den Orten seiner Kindheit in Hamburg-Harburg.

Oder 2015 Lore Büngers Rundgang durch den Hamburger Hafen, in dem sie beruflich in der Nachkriegszeit tätig war (BILD am Sonntag).

Wilhelm Simonsohn, ebenfalls für BILD am Sonntag sowie der Hamburger Morgenpost zu seinen Erleb-



Interview-Termin am 01.08.2013 durch und für das koreanische TV. Als Zeitzeugen interviewt: Claus Günther, Peter Petersen, Wilhelm Simonsohn sowie Lore Büniger (nicht im Bild). Links der Interviewer, Prof. Dr. Chun-Shik Kim, hinter ihm (halb verdeckt) der Kameramann.



Lore Büniger, Interview zum Hamburger Hafen, mit freundlicher Genehmigung von BILD am Sonntag, 2015

nissen bei der Luftwaffe. Peter Petersen, gern gesehener und gehörter Zeitzeuge mit jüdischen Verwandten in der Familie – und als Wehrmachts-Deserteur bei der ZDF-Sendung Markus Lanz. Besucht wurde unsere Gruppe von einem Team des japanischen Fernsehens und, 2013, vom koreanischen TV.

Darüber hinaus sprachen Lore Büniger und Lisa Schomburg als Betroffene der „Operation Gomorrha“ 2015 auf Einladung mit Zeitzeugen aus Japan, welche die Atombomben-Abwürfe überlebten – welch ein Austausch von Erlebnissen!

Erwähnt sei schließlich noch, dass anlässlich des Holocaust-Gedenktages (27. Januar) seit mehreren Jahren



2015: Gedenkfeier mit japanischen Überlebenden des Atombombenabwurfs.
V. l. n. r.: Ms. Mitamura, Moderator Karlheinz Goetsch, Lore Büniger, Mr. Miyake, Lisa Schomburg

Zeitzeugen aus unserer Gruppe auf Einladung der Polizei-Akademie vor rund 200 künftigen Führungskräften über ihre Erlebnisse aus der NS-Zeit berichten.

Dass auch der NDR uns Zeitzeugen mehrfach kontaktiert hat, ebenso wie das Hamburger Abendblatt, versteht sich fast von selbst.

Die 10 Jahre-Feier der Zeitzeugenbörse fand bereits im Rathaus, im altherwürdigen Kaisersaal statt. Grund dafür war sicherlich unsere zweimalige Teilnahme an der „Nacht der

Jugend“ zum Gedenken an die Pogromnacht 1938.



Gut besetzt: Der Kaisersaal des Hamburger Rathauses, mit ca. 140 Besucher/innen im Oktober 2007.



Carsten Stern am Stand der Hamburger Zeitzeugen im Gespräch mit Lehrerin und Schülern, „Nacht der Jugend“, Rathaus 2008.

Besonders geprägt hat uns einer, der selbst Verfolgung als Sohn einer jüdischen Mutter im Nationalsozialismus erleben musste. **Ralph Giordano**, der große Journalist, Publizist, Schriftsteller und Regisseur, besuchte uns 2009 im Zeitzeugen-Büro, vermittelt durch Gunter Cornehl, unterstützt durch das Hamburger Abendblatt. Ein beeindruckendes Gespräch! Seine Botschaft, die uns nicht mehr loslassen wird: „Aufklären bis zum letzten Atemzug!“



Es gab aber ebenso Begegnungen, die persönlich Spuren hinterließen. So, als sich im Februar 2012 die nahezu Gleichaltrigen, Ex-Bundeskanzler **Helmut Schmidt** und Zeitzeuge **Wilhelm Simonsohn**, zum Gedankenaustausch



Ralph Giordano, zu Gast bei den Hamburger Zeitzeugen: Angstfrei reden! Oberes Bild: mit Claus Günther und Carsten Stern, unteres Bild links: die nachdenklichen Zuhörer Karl-August Scholtz, Peter Petersen und Gesprächsinitiator Gunter Cornehl. Fotos mit freundlicher Genehmigung des Hamburger Abendblattes, 11. März 2009.



Helmut Schmidt und Zeitzeuge Wilhelm Simonsohn im Gespräch unter Altersgenossen, 2012.

im Pressehaus trafen – ein Gespräch mit fast privatem Charakter.

Zusätzlich zu unserer ZEITZEUGEN-Zeitung haben wir Bücher und DVDs veröffentlicht. Los ging es im Herbst 2003 mit unserem authentischen Zeitzeugenbuch „Zeitzeugen



schreiben Geschichte(n)“ 1932-1950.

Wir waren sehr stolz auf das erste große Produkt der Zeitzeugenbörse, das ausschließlich in ehrenamtlicher Arbeit entstanden war. Der unermüdliche Korrekturleser Claus Günther (an dieser Stelle ein großes „Dankeschön!“

auch für alle weiteren Korrekturlesun-

gen) wird wahrscheinlich heute noch den einen oder anderen Text daraus zitieren können.

Ein zweites Werk, entstanden nach zweijährigem Vorlauf, erinnerte an die Zeit, als es zwei deutsche Staaten gab: „**2x Deutschland**“, der Titel ist Programm, erschien im November 2014. Carsten Stern und Claus Günther zeichnen in der Hauptsache verantwortlich.

Mehrere Teilnehmer aus unserer Gruppe haben neben ihrem Engagement als Zeitzeuge **Autobiografisches und Dokumentarisches** veröffentlicht: Peter Petersen, Wilhelm Simonsohn, Günter Lucks, Carsten Stern nach umfangreicher Recherchearbeit zu „**Schwedenspeisung und Rotes Kreuz in Hamburg**“ und zu guter Letzt Claus Günther mit „**Heile,**



Der Autor und Carsten Stern: Pressetermin zu „2x Deutschland“, Okt. 2014.

heile Hitler“. Und wir haben über 200 Texte/Erinnerungen in einer eigenen **Datenbank** archiviert. Eine Arbeit, die leider seit dem frühen Tod von Carsten Stern noch nicht weitergeführt werden konnte.

Ein weiterer Glücksfall war die Begegnung mit **Gunter Cornehl**, der sich uns als „**Videograph**“ vorstellte. Sein Gedanke: Was passiert, wenn die Zeitzeugen nicht mehr selbst berichten können? In Schulen vorzulesen reicht dann nicht aus. Deshalb wurden Interviews gefilmt oder beim Schulbesuch lief die Kamera mit.



DVD zum zehnjährigen Bestehen der ZZB, Autor: Gunter Cornehl.

Zum 10jährigen Bestehen erschien die Dokumentation als DVD.

Auf seine Initiative entstand in Zusammenarbeit mit **Rolf Jacobson** 2015 ein weiteres, noch umfangreicheres Werk, das im Frühjahr 2015 im **Metropolis-Kino** ausschnittsweise uraufgeführt wurde: die DVD „**Hamburger Zeitzeugen berichten**“



1933-1947“. Beide Filmemacher stellten sich im Dienst der Sache, wie auch alle Zeitzeugen, ehrenamtlich zur Verfügung.

Das Internet bietet uns inzwischen weitere Gelegenheit, Erinnerungen zu veröffentlichen. Für das „**Gedächtnis der Nation**“, 1998 vom ZDF initiiert, stellten sich mehrere Zeitzeugen den Interviewern. Für **Memoro**, der internationalen „Bank der Erinnerungen“, waren es 2016 neun Zeitzeugen. Die Klickzahlen steigen ständig, inzwischen, Stand Ende November 2017, sind es weit über 70.000.

Und es geht weiter:

Im Februar 2017 sind einige Zeitzeugen beim SPIEGEL zum Thema „Hungerwinter 1946/47“ per Video interviewt worden, im Netz zu finden unter SPIEGEL Online. Und wir sind gespannt, wie sich das neue Zeitzeugenportal der Stiftung „Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ (Bonn) entwickelt, das in Zukunft alle Video-Interviews von Zeitzeugen zentral archiviert.

Zum Ausgangspunkt zurück, Gruppenfoto im Sommer 2017: Leider konnten viele aktive Gruppenmitglieder aus der Anfangszeit nicht mehr dabei sein, weil sie inzwischen verstorben sind: Elsa Bertels, Dr. Reinhold Bengelsdorf, Marianna Feldbauer, Lieselotte Lamp, Emmy Füllenbach, Carsten Stern und erst kürzlich Ingetraud Lippmann. Wir vermissen sie sehr, sie fehlen uns. Sie haben deutliche Zeugnisse ihres Lebens hinterlassen, insbesondere in der Koordinationsgruppe (sog. „KO-Gruppe“).

Abschließend noch dies: Hätte jemand 1997 erwartet, dass 20 Jahre später immer noch „neue“ Zeitzeugen aus der Kriegsgeneration hinzukommen und zum Teil erst in den allerletzten Wochen zu uns gestoßen sind? Beeindruckend, wie sich gerade in den letzten 10 Jahren Neue auf verschlungenen Pfaden eingefunden und unsere Arbeit wesentlich bereichert haben. Gemeinsam blicken wir nun nach vorn und suchen Gleichgesinnte, die unsere Arbeit fortsetzen.

Zusammenstellung: Claus Günther

Mitmachen lohnt sich!

Geburtsjahr 1940 bis 1960? Haben Sie schon mal darüber nachgedacht, ob sich für Sie eine Mitarbeit in der Zeitzeugenbörse Hamburg lohnen würde? Oft hören wir: „Aber wir sind doch keine richtigen Zeitzeugen, denn wir haben doch den Zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus gar nicht mehr selbst erlebt.“

Richtig! Sie könnten nicht mehr als Zeitzeuge des Nationalsozialismus in Schulen Auskunft geben. Aber als Zeitzeuge für Nachfragen von Schülern zur sog. „Nachkriegszeit“, die zahlreicher geworden sind, sind Sie genau der/die Richtige!

Was könnte zukünftig Interesse finden? Welche Erinnerungen könnten einen Beitrag leisten, Demokratieverständnis und Toleranz der jüngeren Generationen durch unseren, d. h. Ihren Einsatz weiterhin zu stärken?

Zuallererst sind natürlich die erlebnisreichen *Nachkriegsjahre*, die in der *Gründung zweier deutscher Staaten* münden, ein durch persönliche Erlebnisse gut zu ergänzendes Geschichtskapitel. Wie haben wir unsere *erste D-Mark* ausgegeben? Wie haben wir erfahren, dass sich die *Bundesrepublik gegründet* hat? Wie war es, in einem der deutschen Staaten, *DDR oder BRD*, zu leben? Welche Unterschiede gab es? Natürlich den *Grenzverkehr zwischen den deutschen Staaten*, vor und nach dem Mauerbau. Heute ist es für Jüngere

Themen für die Zukunft

schwer vorstellbar, dass es die wahrscheinlich am besten gesicherte Demarkationslinie der Welt auf dem Gebiet Deutschlands gab. Und das ist leider nicht nur Geschichte. Wenn wir nach Korea schauen, wissen wir heute, welches Gefahrenpotenzial ein „Eiserner Vorhang“ in sich birgt. Was dachten, was fühlten wir, als die *Grenze 1989 fiel*?

Im Gegensatz dazu können wir stolz auf die Gründung der *Montanunion* (1951) und der *EWG* (1957) zurückschauen. Warum? Weil es zum Zusammenschluss vieler europäischer Staaten in der *EU* führte ... und damit zu freundschaftlicheren Beziehungen zu unseren Nachbarn als zuvor. Mit vielen Auswirkungen für unseren Alltag.

Wer kann schon von der Einführung einer neuen Währung berichten? Der *Euro* ist gerade mal 15 Jahre alt.

Es ist aber vor allem die Erinnerung an den Alltag in den 50er, 60er und 70er Jahren, die aufmerksame Zuhörer/innen finden dürfte: Die *ersten Reisen, Wohnen, Schule und Ausbildung, Kleidung* und sich *verändernde Ernährungs- und Einkaufsgewohnheiten*. Und: Wie haben wir eigentlich damals *miteinander kommuniziert*, ohne Mobiltelefon und WhatsApp? *Rundfunk- und Fernsehprogramm, Musik und Unterhaltung*: Viele Gewohnheiten haben sich erhalten. Bei-

spiel gefällig? Welchen Kanal schalten Sie um 20.00 Uhr an? Warum startet das Hauptabendprogramm auf allen Sendern um 20.15 Uhr?

Sie werden feststellen, dass sich der Austausch der eigenen Erinnerungen mit anderen Menschen lohnt. Erlebtes wird wieder wach – und erhält durch das Gespräch und die Schilderung anderer eine reflexive Seite, die unsere eigenen Gedanken bereichert.

Die gesellschaftlichen Bewegungen haben Auswirkungen bis in die heutige Zeit. Was war das Bewegende an der *68er Bewegung*? Warum haben Frauen jahrelang für ihre Rechte und die Abschaffung des § 218 gekämpft? Warum war der § 175, der Homosexualität unter Strafe stellte, so lange gültig? Wenn wir mit dem Finger auf andere Staaten zeigen, die Menschen mit nicht staats- oder glaubenskonformer Gesinnung unterdrücken, sollten wir nicht vergessen, dass die nach innen gekrümmten Finger auf uns selbst gerichtet sind. Diese „Freiheiten“ sind noch nicht lange errungen... aber unbedingt zu erhalten.

Und wir können von einer sich entwickelnden *Umwelt- und Anti-AKW-Bewegung* berichten. „*Umweltbewusstsein*“ bedeutete auf einmal nicht nur, sich über liegengelassenes Bonbonpapier zu mokieren. Wir können bestätigen, dass es sich lohnt zu engagieren, z. B. für *Arbeitnehmer- oder Frauenrechte*. Oder für die Umwelt. Oder reden wir heute noch vom *Waldsterben*?

Wenn zurzeit Flüchtlinge aus aller Welt zu uns kommen, sollten wir darauf zurückschauen, wie Einwanderung von ersten „Gastarbeitern“ der 50er Jahre in mehreren Wellen bis heute unsere Gesellschaft bereichert hat. Wie ging es ihnen im fremden Land? Wir würden uns über Menschen mit Migrationshintergrund freuen, die die Bundesrepublik sicherlich aus einer ganz anderen, nicht immer so erfreulichen Perspektive erlebt haben.

Unsere Wahrnehmung von Ereignissen ist zu den Eckdaten der deutschen Nachkriegsgeschichte gefragt: Die Angst vor einem Atomkrieg (*Kubakrise 1962*) und die Proteste zum *NATO-Doppelbeschluss* Anfang der 80er. Staatsgewalt im *Deutschen Herbst*. Häufig nachgefragt: Die *Hamburger Flutkatastrophe 1962*. Die ganz großen Momente der Geschichte, meist am Fernseher oder Radio erlebt: *Kennedy in Berlin, seine Ermordung* kurz darauf, 1963. Die *Mondlandung 1969*, ein großer Schritt für die Menschheit. Und mein persönlich eindrucksvollstes Bild: *Der Kniefall Willy Brandts in Warschau, 1970*. Und, und, und...

Appetit bekommen? Schnuppern Sie einfach mal rein. Jeden 1. und 3. Dienstag trifft sich die Zeitzeugengruppe im Seniorenbüro, Brennerstr. 90 in Hamburg-St. Georg. Wir freuen uns auf Ihre Erinnerungen!

*Zusammenstellung: Claus Günther
Text: Ulrich Kluge*

Warum ich Zeitzeuge geworden bin...

Zeitzeugen berichten über das Wieso und Warum

RICHARD HENSEL

Im Jahr 2002 stand im „Hamburger Abendblatt“ ein kleiner Artikel über das fünfjährige Bestehen der Zeitzeugenbörse Hamburg. Zur gleichen Zeit hatte ich mit einer jüngeren Frau ein

Gespräch über meine Vergangenheit. Diese meinte damals, meine Erlebnisse seien es wert, aufgeschrieben zu werden. Dazu konnte ich mich jedoch nicht entschließen. Aber der Artikel im Abendblatt machte mich neugierig, und so entschloss ich mich, zu einer der nächsten Zusammenkünfte



Richard Hensel erläutert interessierten Schülerinnen im Schulmuseum das Bildungssystem im Nationalsozialismus, Sept. 2017.

***Ohne Erinnerungen gleicht der Mensch einem
unbeschriebenen, unbedruckten Blatt Papier.***

zu gehen.

Dort, am Steindamm, fand ich ein volles Haus vor. Ich musste in der zweiten Reihe Platz nehmen. Wer die Gruppe damals leitete, weiß ich nicht mehr, zumal man mich bat, doch zur neu gegründeten Gruppe in Eppendorf zu gehen.

Mein erster Eindruck am Steindamm war so positiv, dass ich mich entschloss, zu bleiben. Ich nahm also den Weg nach Eppendorf auf mich und fühlte mich in der Gruppe unter der Leitung von Lieselotte Lamp sehr wohl. Leider bekam ich im Frühjahr 2004 eine unangenehme Erkrankung, die vorerst einen weiteren Besuch in Eppendorf ausschloss.

Zum Herbst 2005 ging es mir gesundheitlich wieder so gut, dass ich erneut in Eppendorf erscheinen konnte. Lieselotte Lamp, aber auch alle anderen, waren sehr erfreut, bedeutete mein Erscheinen doch einen Zuwachs um 25 Prozent; zumal ich auch noch meine Frau mitbrachte.

Im Lauf des Jahres 2006 wurde die Leiterin krank, so dass sie die Führung der Gruppe Eppendorf abgeben musste. Da ich nicht wollte, dass die Gruppe sich auflöste, erklärte ich mich bereit, die Leitung der Gruppe zu übernehmen.

Es war mir aber besonders wichtig, dass wir kein Eigenleben führten. Aus diesem Grund habe ich durch mein Dabeisein am Steindamm eine bessere Verbindung zwischen den beiden Gruppen hergestellt. So wurde ich, ohne dass ich es anstrebte, in die Gruppe City integriert.

Eppendorf musste 2012 aufgelöst werden. Wir waren nur noch 4 Teilnehmer. Die Tätigkeit als Zeitzeuge finde ich nach wie vor sehr wichtig. Das ist immer wieder eine Motivation, dabei zu bleiben.



Richard Hensel (l.) am Stand der AKTIVOLI-Freiwilligenbörse 2007 (rechts Carsten Stern).

LORE BÜNGER

Mit 75 Jahren hat man nicht unbedingt noch Träume, aber zum ganz alten Eisen will man auch noch nicht gehören. Deshalb hatte ich 1997 schon seit einigen Jahren ein Ehrenamt in unserer Sülldorfer Kirchengemeinde übernommen.

Ich machte Geburtstagsbesuche bei unseren 80- und über 80-jährigen Gemeindemitgliedern.

Anfang Herbst 1997 bei dem dreimonatlichen Treffen mit meinen acht Besucher-Kolleginnen reichte unsere Leiterin, Ursula Weber, eine Anfrage des Seniorenbüros Hamburg herum, ob jemand von uns Interesse an Zeitzeugenarbeit hätte. Sie hielt mir das Schreiben unter die Nase mit der Bemerkung: „Hier, das ist doch bestimmt etwas für Sie?!“

Ich notierte die Telefonnummer und rief im Seniorenbüro an, mal sehen, was die so machen. Der nette Mann am Telefon, vielleicht war es ja Uli Kluge, nahm meine Adresse auf und schickte mir einen Fragebogen. Den füllte ich aus und bemerkte dabei, dass ich ja ein ziemlich bewegtes Leben hinter mir hatte.

Ich bekam auch prompt von diesem mir so unbekannten „Amt“ eine Einladung zu einem Treffen in Niendorf. Von Sülldorf nach Niendorf? Nein, das ist aber umständlich. Ich sagte ab. Aber bald darauf bekam ich Nachricht, dass die Treffen zukünftig in der Stein-



Lore Bünger und Lehrkraft an Bergedorfer Schule, Nov. 2012.



*Zeitzeugen-Interview im eigenen Wohnzimmer:
Lore Bünger 2015.*



Lore Bünger, 1954 am Arbeitsplatz

straße stattfinden würden.

Ich ging hin, dies war im Oktober oder November 1997. Ich lernte Uli Kluge und Maria Beimel kennen und meine „Mitinteressierten“, z. B. Helene Bornkessel, Edeltaud Jensen, Elsa Bertels, Dr. Reinhold Bengelsdorf und Peter Bigos.

Einige hatten schon an einem Vorgespräch mit Georg Eichinger in Hamburg teilgenommen, der in Berlin eine Zeitzeugengruppe gegründet und erklärt hatte, welche Aufgaben Zeitzeugen übernehmen sollten und wie wichtig „unsere Geschichte“, oral history, für die nachfolgenden Generationen sei, bei Treffen mit Schülern und Medienvertretern.

Wir gründeten die Zeitzeugenbörse

des Seniorenbüros Hamburg e.V. Kurz darauf begann Maria Beimel uns auf unsere wichtigen Aufgaben vorzubereiten. Ich glaube, wir alle waren Feuer und Flamme für dieses Projekt, aber wir ahnten nicht, dass wir nach 20 Jahren noch immer „am Ball“ sind. Einige leben nicht mehr, viele sind neu hinzugekommen mit wertvollen Beiträgen aus einem 80 und 90 Jahre langen Leben.

Wir alle hoffen, dass Jüngere als wir als Zeitzeugen im Interesse unserer Jugend weitermachen.

INGEBORG SCHREIB-WYWIORSKI

Es geschah an einem dieser grauen verregneten Hamburg-Tage. Das Telefon blieb stumm. Statt wichtiger oder aufregender Nachrichten nur öde E-Mails, mit denen mir Leute, die ich nicht kannte, etwas verkaufen wollten, was ich nicht brauchte. Kurz, da war sie wieder, die große Sinnfrage: Wie lange noch? Und warum?

Gelangweilt blätterte ich im neuen Hamburg Magazin. Auf Seite 170 hatte ich die Antwort „Zeitzeugen gesucht!“ Die suchen ja mich! Na sowas. Also Kontakt aufgenommen, zum nächsten Treffen gegangen, lauter Gleichgesinnte kennengelernt und den ersten und dritten Dienstag im Monat fest im Kalender vermerkt. Das war 2013 und ist so geblieben. Egal ob es regnet oder nicht.

Ich freue mich jedes Mal, denn

langweilig ist es nie!

Unsere Zeitzeugengruppe erhielt im vorigen Jahr die Anfrage einer jungen Studentin aus Südfrankreich. Sie möchte über die Erlebnisse deutscher Kriegsgefangener nach dem Zweiten Weltkrieg in französischen Lagern ein Buch veröffentlichen.

Wenn ich auch viel zu jung für solche Erlebnisse bin, so konnte ich ihr doch weiterhelfen mit den vielen Zeichnungen meines Vaters, die er während seiner zweijährigen Gefangenschaft in den Vogesen angefertigt hatte. Sie erzählen ohne Worte von dem kargen Leben, der schweren Arbeit beim Bäume fällen. Aber auch vom einfachen Leben der Bauern in der malerischen Umgebung der Wälder.

Sie hat die Zeichnungen mit großem Interesse angenommen und schrieb mir auch, dass sie sie an den Bürgermeister eines der Orte geschickt hat.

Unsere Korrespondenz erfolgt zwar



Zeitzeugen Ingeborg Schreib-Wywiorski (Mitte), Wilhelm Simonsohn (Mitte rechts), mit Hans-Günter Schmidt im Helene-Lange-Gymnasium, Juni 2016.

in größeren Zeitabständen, aber gerade bekam ich wieder eine Nachricht, dass sie ihr Projekt nach wie vor weiterverfolgt und auch andere Kontakte knüpfen konnte.

Nun möchte sie noch Berichte meines Vaters über diese Zeit haben.

Doch dazu kann ich wenig beisteuern. Umso mehr freut es mich, dass ich durch die Zeitzeugenarbeit nun über die Generationen hinweg dank meines Vaters ein weiteres Band der Zusammengehörigkeit mit unseren Nachbarn knüpfen kann.

PETER BIGOS

Im September 1997 erfuhr ich aus dem Niendorfer Wochenblatt, dass in Zusammenarbeit mit dem Altenwerk des Kirchenkreises Hamburg-Niendorf der Leiter der Zeitzeugenbörse Berlin, Georg Eichinger, zu einem Vortrag nach Hamburg kommt. Da ich mich für die jüngere deutsche und europäische Geschichte qualifizieren wollte, fand ich die Ankündigung in der Zeitung sehr interessant, und ich begab mich also zum Haus der Kirche. Ich wurde somit Gründungsmitglied der Hamburger Zeitzeugen.

Georg Eichinger berichtete ausführlich über die vielen Tätigkeitsfelder der Berliner Zeitzeugen, und am selben Tag wurde dann die Hamburger Zeitzeugenbörse gegründet. Alle Anwesenden waren sofort begeistert. Martha Wiehnbröker hatte als Leiterin des Altenkreises schon viel Erfahrung eingebracht, und so gelang zusammen mit Uli Kluge und vielen anderen der Beginn unserer

Erinnerungsarbeit.

Der Satz von Ingeborg Seldte, Berlin, war und ist überzeugend für uns: „Mit der Bilanz unseres Lebens als alter Mensch können wir die Fragen der jungen Generation beantworten“.



Peter Bigos auf den Spuren Friedrichs des Großen bei einer Exkursion mit der Zeitzeugengruppe nach Berlin, Nov. 2006.

CLAUS GÜNTHER

Schon 1997, nach ersten Gesprächen mit anderen interessierten Zeitzeugen, wurde mir klar: Hier begegne ich Menschen, die in der NS-Zeit aufgewachsen sind, die Krieg und Nachkriegszeit erlebt haben und darüber sprechen wollen – genau wie ich. Wir hörten einander zu, verabredeten uns, wurden zu einer Gruppe, und es kam, trotz unterschiedlicher Schicksale, zu einem Austausch von persönlichen Erinnerungen, wie ich es nie zuvor erlebt hatte.

Inzwischen, nach rund 20 Jahren mit regelmäßigen Zusammenkünften der *Zeitzeugenbörse Hamburg* an jedem 1. und 3. Dienstag im Monat und zusätzlichen Terminen bei Schulbesu-

chen, haben wir uns, in wechselnder Besetzung, rund 500 mal getroffen. (Von Anfang an dabei: Peter Bigos, Jg. '33, Lore Bünger, Jg. '23, Claus Günther, Jg. '31, Edeltraud Jensen, Jg. '32.)

Ich glaube heute, die Diskussionen in der Zeitzeugen-Gruppe waren für viele von uns eine Art Therapie. Manches war ... wie ein Dammbbruch. Szenen, die längst vergessen schienen, tauchten aus der Erinnerung auf. Bilder kamen zurück, als würden Fenster geöffnet, die den Blick freigaben auf die schwierigen Jahre unserer Kinder- und Jugendzeit.

Mit dem Wissen von heute und aus den Berichten der Kolleginnen und Kollegen wuchsen Erkenntnisse; manche Erfahrung wandelte und ver-



10-Jahres-Feier der Zeitzeugenbörse im Hamburger Rathaus, 16. Nov. 2007: v.l.n.r.: Emmy Füllenbach, Claus Günther, Gunter Cornehl.

tiefte sich. (Ohne die vielen Gespräche hätte ich mein eigenes Erinnerungsbuch nicht so detailliert schreiben können.)

Dies alles war und ist außerordentlich wertvoll.

Die zweite wichtige Erfahrung ist, dass wir unsere Erlebnisse weitergeben konnten und können. Wir haben mehr als 250 Schulklassen in und um Hamburg besucht. Damit haben wir mehreren tausend Schülerinnen und Schülern nebst ihren Lehrkräften geschildert, wie es sich anfühlt, in einer Diktatur zu leben und in angstbesetzten Kriegsjahren aufzuwachsen. Wir haben deren Fragen beantwortet und oft erlebt, dass uns am Ende des Be-

suches gesagt wurde – übrigens auch von Lehrerinnen und Lehrern: so würde man es in keinem Buch lesen können.

Unsere Erinnerungen sind persönlicher Natur, doch als Zeugnisse vergangener Zeiten sind sie authentisch und unverwechselbar. Was uns motiviert ist die Tatsache, dass wir durch das Schildern eigener Erlebnisse aufklären und so dazu beitragen können, vor politischer Radikalität, vor Terror und vor Krieg zu warnen. Das ist fast so etwas wie eine Mission.

Deshalb mache ich, nein: machen wir Zeitzeugen weiter, so lange es uns möglich ist.



Claus Günther am Mikro, „Nacht der Jugend“ im Hamburger Rathaus, Nov. 2006.

LISA SCHOMBURG

Durch das „Hamburger Abendblatt“ erfuhr ich vom Seniorenbildungswerk in Altona. Weil ich schon immer gern Selbsterlebtes aufgeschrieben habe, nahm ich Kontakt auf zu dieser Institution und machte mit. Frauen und Männer in meinem Alter, ich bin 1930 geboren, trafen sich einmal im Monat, um aus ihren Erinnerungen zu erzählen. Da auch ich den Krieg und die Nachkriegsjahre bewusst erlebt habe, machte mir ein Freund den Vorschlag, mich im Seniorenbüro am Steindamm bei den Zeitzeugen vorzustellen.

Das war ein sehr guter Ratschlag, und ich nahm Kontakt zu Helene Bornkessel auf, die damals die Gruppe „IG Lesen und Schreiben“ leitete.

Im Laufe der Zeit konnte ich viel zu den Begebenheiten während der Zeit von 1939 bis weit in die 1950er Jahre beitragen. Ich erinnere mich sehr gut an die „Operation Gomorrha“, die Großangriffe auf Hamburg. Ich selbst wurde als 13-jährige mit einer Freundin unter dem Pressehaus in der Steinstraße am 24. oder 25. Juli 1943 verschüttet.

Ein Jahr später, am 25. November 1944, wurde unser bäuerliches Haus in Hamburg-Wilhelmsburg, Ortsteil Kirchdorf, von einer Sprengbombe zerstört. Zum Glück hatte meine Mutter an diesem Vormittag die Idee, nicht in unserem eigenen Keller während des Alarms zu bleiben, sondern in den Kellerräumen des Nachbarn zu



Lisa Schomburg, Mitte, sitzend

verweilen. Sie meinte damals, es sei dort gemütlicher und wir wären mit den Nachbarn zusammen. Außerdem würden die „Tommys“ sowieso nur über unser Gebiet hinwegfliegen, auf dem Luftweg nach Berlin.

Das war ein großer Irrtum! Unser Haus lag nicht weit von dem damals sehr großen Hamburger Güterbahnhof Wilhelmsburg entfernt, er war das Angriffsziel. Eine von den Sprengbomben, ein Irrläufer, hatte unser Haus getroffen und es total zerstört.

Wir hätten in unserem Keller nicht überlebt, denn es gab ihn nicht mehr. Von unseren Tieren, den Schweinen, Hühnern und Gänsen, haben wir nur noch ein paar Federn gefunden. Zwei Hühner lagen verletzt und krächzend auf der Straße. Auch wenn es nur Tiere sind, aber es waren MEINE, mit denen ich geredet und die ich gefüttert habe. Der Anblick ist unauslöschlich in meiner Erinnerung.

GÜNTER LUCKS

Im Juli 2013 schrieb das „Hamburger Abendblatt“ einen ganzseitigen Artikel über die „Operation Gomorrha“ vor 70 Jahren. Zwei Frauen wurden darin vorgestellt, die das höllische Bombeninferno der sieben Tage in Hamburg miterlebt hatten. Auch meine Erlebnisse wurden beschrieben. Bevor das Haus völlig einstürzte, konnte ich mich noch retten, während mein Bruder verbrannte. Das war in der Nacht vom 27. auf den 28. Juli 1943, in welcher der Begriff „Feuersturm“ geboren wurde.

Eine der Frauen, die abgebildet wurden, war eine gewisse Lore Bünger. Ich nahm Kontakt mit ihr auf. Ich erfuhr, dass sie ein Gründungsmitglied der Hamburger Zeitzeugenbörse sei. Dort, so sagte sie mir, ginge man auf Anforderung in Institutionen und Schulen, um über die persönlichen Erfahrungen aus früheren Zeiten zu berichten. Sie teilte mir auch mit, wo und wann man sich treffe.

Das interessierte mich, und ich ging in die Brennerstraße 90 in Hamburg-St. Georg. In den Stadtteil also, wo ich 1928 in der Greifswalder Straße geboren wurde.

Mit einem Lift fuhr ich in die 5. Etage und da begrüßte mich jemand mit den Worten: „Guten Morgen, Günther!“ Nanu, woher kennt der denn meinen Vornamen, dachte ich leicht verwundert. Aber der hieß so mit



Günter Lucks, Hans-Günter Schmidt und Günter Lübke (v.l.n.r.), Schulmuseum, Sept. 2017.

Nachnamen und wollte sich vorstellen. Ich erfuhr dann, dass er so eine Art „Ombudsmann“ der Gruppe sei. Der Gesprächsleiter war zu der Zeit Dr. Hinze. Hier gab es Leute, die über 90 Jahre alt waren, ehemalige Soldaten, auch Swingboys von damals und Heimatvertriebene. Alle hatten Schweres in der Nazizeit, im Krieg und den Jahren danach erlebt. Und darüber tauschen sie ihre Erfahrungen aus und gehen in Schulen. Von da ab nahm ich an der Aufklärungsarbeit teil.

Warum ich Zeitzeuge geworden bin, kann man auch mit wenigen Worten erklären: Weil ich ein gewisses Alter habe und genau wie wir alle hier über unsere Erlebnisse der nachfolgenden Generation berichten möchte. Nur zu diesem Zweck gibt es sie ja, die Hamburger Zeitzeugenbörse. Seit 2016 ist Line Kippes die Gesprächsleiterin dieser Gruppe.

WILHELM SIMONSOHN

Es mögen mittlerweile zehn oder elf Jahre her sein, als ich durch das Fernsehen darauf aufmerksam wurde, dass in Hamburg eine sogenannte „ZeitzeugenBörse“ existiert.

In diesem Zusammenhang entstand ein Kontakt mit unserem „Urgestein“ Claus Günther, der mir in einem Telefongespräch empfahl, doch einfach einmal vorbeizuschauen.

Aus diesem „Vorbeischauen“ entwickelte sich für mich eine wunderbare Zusammenarbeit mit Mitgliedern dieser „Börse“, die darin gipfelte, dass ich häufiger Gelegenheit bekam, anlässlich von Schulbesuchen Auszüge aus meinem inzwischen 98-jährigen Leben und Erleben den Schülern zu erzählen. Dies geschieht jeweils eingebettet in dem in der Zwischenzeit historisch gewordenen politischen Hintergrund.

Einer meiner Höhepunkte eines Schulbesuches war ein Treffen in der Lauenburger Jugendherberge, wo etwa 40-50 Schüler (bundesweit) versammelt waren. Sie wurden für einen längeren Aufenthalt in Lateinamerika als Austausch-Schüler vorbereitet.

Zusammen mit

Carsten Stern hatte ich Gelegenheit, diesen Schülern etwas aus der nationalsozialistischen Zeit zu erzählen. Die verschiedenen Lehrer wollten ihre Schüler nämlich darauf vorbereiten, in den amerikanischen Familien für Fragen aus der Nazi-Zeit „gewappnet“ zu sein. Carsten Stern übernahm in seiner gekonnten Manier das Thema „Berliner Mauerbau“ und deren politische Folgen. Dieser Besuch ist für mich noch heute ein gelungenen Start in meine „Karriere“ als Zeitzeuge, dem sich dann noch viele Schulbesuche angeschlossen haben. In jüngster Zeit fand sogar ein Besuch bei den Schülern und Studierenden der Polizeiakademie Hamburg statt.

Kurzum, dieses Engagement ist für mich zu einem wesentlichen Teil meiner Lebensqualität geworden.



Wilhelm Simonsohn und Edeltraut Jensen, Schulmuseum, Sept. 2017

WALTER SCHMIDT

Am 5. November 1999 wurde im Börsensaal die erste Freiwilligenbörse „Aktivoli“ veranstaltet.

Dort gab es auch einen Info-Stand des Seniorenbüros, an dem die Zeitzeugenbörse vertreten war.

Helene Bornkessel lud mich ein, zum nächsten Treffen der Zeitzeugenbörse zu kommen.



Walter Schmidt (l.) und Lore Bünger, DVD-Präsentation im Metropolis-Kino, 3. Mai 2015

Am 18. Januar 2000 habe ich dann die Zeitzeugen im Seniorenbüro, Steindamm 87, besucht. Seitdem habe ich dabei mitgemacht. Am 13. April 2000 habe ich meinen ersten Schulbesuch absolviert, zusammen mit Helene Bornkessel. Es war in der Max-Brauer-Schule in der Daimlerstraße 40. Es sollten noch viele weitere folgen.



Schulmuseum, Sept. 2017. Walter Schmidt beim Quellenstudium. Im Hintergrund Wilhelm Simonsohn und Günter Lucks im Gespräch.

Themen dieser Ausgabe:

Moderne Zeiten

Technik im Wandel der Zeiten

Haushalt & Alltag

Verkehr & Mobilität

Medien & Unterhaltung

Moderne Zeiten

Haushalt & Alltag

Als es noch keine Waschmaschine gab

(1954)

Mit 14 tut „man“ so etwas nicht mehr, jedenfalls nicht mehr als Junge. Ich muss also irgendwo zwischen 11 und 13 Jahren alt gewesen sein. Jedenfalls war es Mitte der fünfziger Jahre oder kurz davor. Das Wort „Waschmaschine“ kannte ich nicht.

Bei uns kam die Wäsche in einem sehr großen Kochtopf auf den Gas-herd, hoch und breit, er brauchte zwei Flammen.

In den Riesentopf kam alles an Wäsche rein, was eben gekocht werden sollte. Und dann gab es da diesen riesigen Holzlöffel mit Loch in der Mitte, mit dem man die Wäsche umrührte, von Zeit zu Zeit, während es aus dem Topf dampfte und schäumte. Kraft brauchte man dafür, die nassen Wäschestücke in Wallung zu bringen.

Ich weiß nicht mehr, wie ich auf die Idee kam. Besonders gut war sie nicht. Jedenfalls war meine Mutter für etliche Stunden weg und kam erst sehr spät wieder, ich hatte wohl frei, mein Vater war ohnehin im Büro und mein Bruder noch sehr klein. Ich kam einfach so auf den Gedanken, meiner Mutter einen Gefallen zu tun und – die Wäsche zu kochen.

Also schleppte ich diesen Riesentopf heran, wuchtete ihn auf den Gas-herd, schüttete kräftig das Waschpulver hinein. Und dann kam da alles hinein, was sich in dem Wäschekorb im Schlafzimmer angesammelt hatte. Alles. Wie ich das eben so bei ihr immer gesehen hatte. Wie man als Kind

eben so zuguckt.

Das kochte dann. Ab und zu rührte ich mit beiden Armen kräftig mit dem großen Holzlöffel die Wäsche, immer im Kreis herum. Das ging auch ganz prima. Es schäumte und kochte und blubberte, die Wäsche machte das, was sie sollte, sie wurde kräftig durchgeweicht und durchgekocht. Das konnte man richtig sehen. Ich war hochzufrieden.

Irgendwann war das zu Ende. Ich holte die Wäsche heraus. Und wurde blass. Mein Herz raste. Was war das? Wieso waren die weißen Sachen blau? Und wieso waren die anderen Sachen rosa? Die Farben sind doch ganz verkehrt! Das ist doch sonst nie! Die waren doch weiß! Wie gehen die wieder weiß? Oh Gott, was mach ich nur?

Ich war völlig aufgeregt. Das durfte meine Mutter doch nie erfahren. Alles wegschmeißen ging nicht. Das war viel zu viel. Und wohin auch? Was tun?

Ich rannte aufgelöst zu unserer Nachbarin über den Flur, klingelte Sturm, erzählte ihr atemlos, dass ich Wäsche gewaschen hätte, und die war jetzt rot und blau, und das war sie doch sonst nie und was soll ich jetzt denn nur machen?

Unsere Nachbarin war eine zupackende Frau, die mit beiden Beinen auf der Erde stand, so schnell war die, glaube ich, nicht aus der Ruhe zu bringen. Sie kam mit rüber, sah sich

die Bescherung an, und meinte, das kriegen wir wieder hin. Auch noch in der Zeit, bis meine Mutter wiederkommen würde. Das beruhigte, aber meine Spannung blieb.

„Da kommt Entfärbungsmittel in den Pott, und dann wird das Ganze noch mal gekocht und notfalls noch mal gekocht, bis die Farbe ganz raus ist.“ Das regelte sie alles ganz handfest. „Heitmanns“ Entfärbungspulver sehe ich noch heute vor mir. Eine bunte kleine Tüte. So ähnlich wie beim Ostereierfärben. Die Tüte erkenne ich noch heute wieder. So nachhaltig hat das gewirkt. Die Tüte hat sich übrigens nicht viel verändert..

Und Heitmann half. Die Wäsche „entfärbte“ sich wieder. Sie war wie-

der so, wie sie sein sollte. Und sauber. Mir fielen Wackersteine vom Herzen.

Und meine Mutter? Da habe ich nichts mehr in Erinnerung. „Richtig“ gemerkt hat sie wohl nichts, sonst hätte ich wohl etwas in der Erinnerung behalten.

Das war alles vor der Waschmaschine. Die kam erst fast 10 Jahre später ins Haus. Da war ich schon aus dem Haus, lebte als Student und hatte keine Waschmaschine.

Meine Wäsche brachte ich zur Wäscherei. Die konnte man in den 60ern sogar noch bezahlen. Übrigens: mit der Waschmaschine kann man natürlich auch Sachen gut verfärben. Und als 13-, 14-Jähriger ist das auch heute

kein Kunststück, wie ich aus eigener Erfahrung als Vater weiß. Aber meist geht die Farbe heute auch viel leichter heraus als damals. Und für manchmal, wenn sie doch nicht so leicht herausgeht, steht bei uns ein Tütchen „Heitmanns“!

Carsten Stern



Quelle: Bundesarchiv, Bild 183-94511-0003 / CC-BY-SA.
„19.6.1962 Gemeinde Steinhausen - ein Beispiel für den steigenden Lebensstandard auf dem Lande.“

Rüffel statt Ruffel

Natürlich kenne ich noch die Ruffel, mit der man früher die Wäsche säuberte. Doch mein Bemühen, per Suchmaschine mehr darüber zu erfahren, endete damit, dass *Google* mir allerhand Informationen zum Thema „Rüffel“ anbot. Erst die Zeitzeugin Petra Müller brachte mich auf die Idee, statt Ruffel Waschbrett einzugeben – und siehe da: Ich wurde fündig!

Sogleich hatte ich wieder den Geruch von Waschpulver und grüner Seife in der Nase und die dampferfüllte Waschküche vor Augen, in der meine Mutter und meine Großmutter buchstäblich im Schweiß ihres Angesichts der „großen Wäsche“ zuleibereückten. Es war eben Handwäsche, und dafür brauchte man beziehungsweise frau technische (!) Hilfsmittel wie die Mangel und die Ruffel. Letztere, etwa 30 bis 40 cm groß, besaß eine wellenförmige Oberfläche, auf der das feuchte Wäschestück gerieben wurde, um Verschmutzungen zu lösen.

Dies alles war unumgänglich, ehe die vollautomatischen Waschmaschinen die Haushalte eroberten – in Deutschland kamen die ersten 1951 auf den Markt. Welch eine Erleichterung, als wir selbst uns in den 60er Jahren für teures Geld eine Waschmaschine anschafften!

Doch was wurde aus der guten alten Ruffel? Heute wird sie, also das

(30er Jahre bis heute)

Waschbrett, in der Musik als Perkussionsinstrument eingesetzt, unter anderem bei Dixieland und Skiffle. Man schlägt oder reibt darauf rhythmisch mit Fingerhüten, Sticks, Jazzbesen



oder mit der Hand.

An diese Art von „Ruffeln“ hat man damals nicht einmal im Traum gedacht. Woran man wieder einmal sieht: Alles ändert sich. Damals zum Beispiel besaß ich auch noch einen Waschbrettbauch, heute hingegen kann ich davon nur träumen.

Claus Günther

Menschen im Treppenhaus

(1930 und später)

Aus meinen Kindertagen in Schwerin erinnere ich das Leben in unserem Treppenhaus ganz anders, als ich es jetzt als Rentner in Hamburg erlebe.

In unserem Mietshaus ging es damals sehr lebhaft zu. Telefon im Hause hatte niemand und an etwas wie Internet dachte noch keiner. Jede Nachricht, jede Mitteilung wurde durch Besuch oder Postbrief übermittelt. Der Briefträger ging mehrmals am Tag durch das Haus und warf in jeder Etage Briefe und Postkarten in die Briefschlitze der Wohnungstüren, brachte auch überwiesene Geldbeträge und die Rente, ja, sogar Päckchen – er kannte uns und wir kannten ihn.

Bevor die Nazis regierten, fiel es auch nicht auf, wenn Scherenschleifer oder Händler mit Kurzwaren, Sicherheitsnadeln, Druckknöpfen oder sonstigen Kleinigkeiten ihre Dienste an der Wohnungstür anboten. Dazu gesellten sich aber auch viele Bettler, die an der Hauswand auf der Straße ganz gezielt besondere Kreidezeichen anbrachten, an welcher Stelle sie Geld, Kleidung oder Essen erhalten könnten. Wir Bewohner sahen diese Zeichen natürlich auch, konnten sie meistens aber nicht identifizieren. Aber Hungernden halfen wir! Mehrmals in der Woche schlürften diese armen Schlucker auf den Stufen im Treppenhaus eine warme Suppe.

In unserer Familie sorgte meine Großmutter dafür, dass solche Leute möglichst nicht fortgeschickt wurden,

sondern eine warme Mahlzeit herausgereicht bekamen. In die Wohnung wurden diese Menschen meistens jedoch nicht hineingelassen.

Trotzdem hatten wir aber auch einen „festen“ arbeitslosen Esser – Jonny hieß er – der sich regelmäßig und immer höflich an einem bestimmten Wochentag einstellte, mit uns am Tisch aß und anschließend noch gerne in unseren Büchern las. Irgendwann soll er mal Student gewesen sein. Aber Arbeit war in jenen Jahren knapp. Es gab noch weitere Familien, zu denen er kam. An Jonny denke ich gerne zurück.

Nach 1933 wurde es ruhiger im Haus. Gelegentlich wurde ein Staubsauger angeboten, den wir aber nicht nahmen, obgleich wir schon Stromanschluss hatten. Genau erinnere ich Besuche von Nazimitgliedern, die sonntags Geld sammelten, warben – oder schnüffelten, ob wir am monatlichen „Eintopfsonntag“ auch wirklich Eintopf aßen. Diese Menschen guckten sogar in unsere Kochtöpfe hinein.

Es gab damals also ein reges Leben und Treiben in den Treppenhäusern. Ich könnte sicher noch viel darüber erzählen, wenn ich in der Zeit schon älter und verständiger gewesen wäre. Aber was interessierten damals mich kleinen Jungen die Menschen im Treppenhaus! Nur die Bettler taten mir manches Mal leid.

Karl-August Scholtz

Unser erster E-Herd

(1950, 1955, 1975)

1950, nach fünfjähriger sowjetischer Kriegsgefangenschaft, war ich endlich wieder in Hamburg. Aber das „Zuhause“ sah erbärmlich aus. Mein Stiefvater hatte in einem ausgebombten Haus, in dem es noch Etagen gab, eine provisorische Wohnung eingerichtet. Drei Geschwister und die Eltern in zweieinhalb Zimmern, das ging auf die Dauer nicht.

Vom Wohnungsamt wurde mir ein kleines Zimmer zur Untermiete angewiesen. Aber 1959 erhielten wir, meine Frau, mein vierjähriger Sohn und ich, eine schöne Neubauwohnung per LAG-Schein (Lastenausgleichsgesetz) zugewiesen. So etwas bekam man erst, wenn die Höchstbewertung mit 81 Punkten vermerkt war. Ich hatte diese Punktzahl.

Zweieinhalb Zimmer mit Bad und Küche, das war für mich ein paradiesischer Zustand. Die Zimmerwände waren zwar nur mit Farbmuster abgerollt, aber wir hatten Gasheizung im Bad und einen Gasherd in der Küche. Auch zwei Kachelöfen gab es in den Zimmern.

Nun hieß es Küchenmöbel kaufen, ein Bett im Schlafzimmer hatten wir schon. Ein wenig Geld hatten wir gespart. Aber die Miete betrug DM 102,50 im Monat, und ich hatte nur einen Verdienst von DM 50,00 pro Woche.

Was tun? Wir gingen zur Warenkreditgesellschaft und beantragten ein Gutscheinheft. Für DM 300 konnte

man Waren in Geschäften erstehen, die dieser Gesellschaft angeschlossen waren. Ein Schild stand dort im Fenster mit der Aufschrift: „WKG“. Bevor man den Kredit bekam, musste belegt werden, dass der Bewerber im regelmäßigen und ungekündigten Arbeitsverhältnis stand.

Wir kauften dann einen Küchenschrank, einen Tisch und vier Stühle. Als ich die umdrehte, sah ich einen Vermerk: „VEB Möbelkombinat Brand-Erbisdorf.“ Westdeutsche Betriebe bezogen gern Artikel „von drüben“, aus der DDR. Sie machten wohl gute Profite, denn dort wurde „viel in den Westen“ verkauft. Trotz der dortigen „Mangelware“.

Den WKG-Kredit musste ich mit 20 Mark pro Monat zurückzahlen. Das war schon eine schwere finanzielle Belastung in der damaligen Zeit.

Unsere Küche war aber schön warm, denn wir hatten ja auch noch den Kohleherd. Der musste angeheizt werden mit kleinen Holzstäbchen, die man beim Kaufmann bekam. Da gab es auch die sogenannten „Brikozit-Tabletten“, auch zum Anzünden. Allerdings musste jemand vorher das warme Bett verlassen, um den Ofen in Gang zu bringen.

Meistens machte das meine Frau, denn ich stellte mich fest schlafend.

Kohlen, Koks oder Briketts waren nötig, und alles wurde aus dem Keller mit Eimern in die 2. Etage geschleppt. Die Asche musste später wieder run-

tergebracht werden. Jeden Tag also Knochenarbeit.

Auf dem Kohlenherd befanden sich verschieden große, eiserne Ringe. Je nachdem, wie groß der Kochtopf war, mussten sie reingelegt oder abgenommen werden.

Und schön war es auch nicht, wenn der Aschenstaub aufwirbelte. Alles war dreckig, und da wir noch keinen Staubsauger hatten, gingen die Frauen nach unten, um die Teppiche, die über eine Haltestange gelegt wurden, zu „klopfen.“ Den alten geflochtenen Ausklopfer haben wir heute noch.

Es war tagsüber überall ein heftiges Klopfen zu hören. So wurde durch Hausordnungen das Teppichklopfen streng geregelt. Zwischen 13 und 15 Uhr war dies wegen der Mittagsruhe verboten. Übrigens hieß es noch vor dem Krieg zwischen 1 und 3 Uhr mittags, denn die Uhrzeitregelung ab 13

bis 24 Uhr gab es noch nicht.

Richtig froh waren wir aber, als Kachelöfen und Kohleherde durch E-Heizungen ersetzt wurden. Ab 1975 war es bei uns auch warm und sauber.

Doch auch jetzt gab es Unstimmigkeiten. Weil wir in der zweiten Etage wohnten, verliefen die warmen Heizrohre durch die unteren Wohnungen zu uns. Die brauchten nicht zu heizen und damit nicht zu bezahlen. Sie hatten es trotzdem schön warm.

Wir bewohnten eine Nordwestecke und bezahlten die doppelten Heizkosten. Erst als Wärme-Isolierung eingebaut wurde, ist es besser geworden.

Wir hatten also einen schönen E-Herd, und weil die Rollenverteilung auch anders wurde, sollte auch ich kochen. Manchmal tat ich das dann.

Günter Lucks

Erich Kästner, 1899-1974, in Dresden aufgewachsen, über seine Kindheit und Jugend: „Mein Vorgarten war der Hinterhof und die Teppichstange war mein Lindenbaum.“ (Zitat aus: *„Als ich ein kleiner Junge war“*). Und darin weiter: „(...) kein Grund zum Weinen. Höfe und Teppichstangen sind etwas sehr Schönes.“

„Vorkriegsware“ aus den 20er und 30er Jahren

Wer sind wir? Wer waren wir? Ausgeburten? Nein, **Hausgeburten!** Also sicher nicht so steril wie heutzutage. Dafür waren wir aber unempfindlich gegen Keime. Mussten wir auch! Sonst hätten die Kinderkrankheiten uns umgebracht. **Masern, Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten** – alles haben wir problemlos überstanden (die meisten jedenfalls). Unsere Keime hießen übrigens **Bakterien**; die putzigen kleinen **Viren** waren noch gar nicht erfunden ... Äh, gefunden? Sag ich doch.

Pampers gab es noch nicht. Wir wurden in Stoffwindeln eingewickelt, sofern es im Krieg überhaupt welche gab. Diese Windeln wurden per Hand gewaschen (nach vorheriger Entsorgung der Klüten); eine **Waschmaschine** kannten unsere Mütter nicht. Einerseits war das beschissen, andererseits umweltfreundlich, denn die Windeln wurden ja wieder verwendet, und wenn das Baby größer und fetter wurde, hat man die Zipfel der Windel mit Sicherheitsnadeln verbunden.

Wir gingen in den **Kindergarten** statt in die **Kita**, wir hatten **Etagenklos** für mehrere Familien oder **Plumpsklos** mit Herz in der Tür sowie **Pisspötte** aus Emaille. Der **Krämer** an der Ecke hatte **Kolonialwaren**, und Kinder kriegten was „zu“. Die **Maus** war im Stall oder im Keller, sie lief weg oder in die Falle, war nicht beleuchtet, hatte kein Rädchen,

funktionierte nicht per Funk und lag nicht gut in der Hand.

Wir hatten und haben **Tabletts** – was **Tablets** sind, weiß mancher heute noch nicht. Wir kannten **Pferdeäpfel, Laternenanzünder, rußbeschmutzte Schornsteinfeger** turnusmäßig auf jedem Hausdach; wir hatten **Lebertran, Wundertüten** und **Bleisoldaten, Knickerbocker, Höhensonne, Röhrenradios** mit „Nachrichten des drahtlosen Dienstes“ und später **Schwarz-weiß-Fernseher ohne Fernbedienung**: Man ging ans Gerät, um einen anderen Sender einzustellen und war froh, dass es überhaupt schon drei Sender gab. **Tonband** und **Plattenspieler** waren das Nonplusultra der Technik, und ein **Kofferradio** das Allermoderne. Dies alles funktionierte bei uns brutal normal, nämlich **analog** statt **digital**.

Wir wurden **Ostern eingeschult** wie Generationen vor uns, wir lernten das Abc auf der **Schiefertafel**, hatten **Schwamm** und **Tafellappen**, schrieben mit kratzendem Griffel, später mit klecksendem Tintenfederhalter. Wir ahnten nichts von der „Ganzwortmethode“, trennten aber richtig: Ur-Instinkt statt Urin-stinkt. Wir lernten eine Menge, auch ohne **Mengenlehre**; das Kopfrechnen wurde uns notfalls mit dem Rohrstock eingebläut.

Erwachsene waren für uns

Rrrrespektspersonen. Vor denen zog man den Hut. Oder die Mütze. Machte einen **Diener**. Oder 'nen **Knicks**. Man gab ihnen „das gute Händchen“ zur Begrüßung und stand für sie auf, in der Straßenbahn. Man antwortete nur, wenn man gefragt wurde, redete wenig, und bei Tisch sowieso nicht. Anspruch auf **Taschengeld**? Dass ich nicht lache!

Damals kam in Mode, alles einzupacken. Aber „gute Butter“ gab es in hölzernen Fässern, und Milch wurde aus großen Metallkannen in das mitgebrachte Gefäß gefüllt. Getränke in **Wegwerfdosen** gab es überhaupt nicht, Milch oder Saft in Tüten sowieso nicht. Das Obst hatte noch „Stellen“ und richtige Maden, es sah weniger schön aus als heute, aber dafür konntest du die Schale mitessen; es war nicht giftig und schmeckte super, stimmt's? „*Esst mehr Obst, und ihr bleibt gesund!*“

Lohn oder Gehalt gab's in der **Lohntüte**, auswärts gegessen wurde höchstes mal in der **Fischbratküche**; **Imbissbuden** kannten wir nicht, geschweige **McDonalds**, **Burger-King**, **Döner-Bude**, **Snack-Bar** oder **Pizza-ecke**.

Der **Fischmann** klingelte in kleineren Straßen einmal in der Woche, dann konnte man Frischfisch an seinem Wagen kaufen. **Parkplatzsorgen** kannten wir nicht, wir hatten noch **kein Auto**. Wir Kinder spielten auf der „großen Straße“ **Fußball**, **Hinkel-Mal**, **Verstecken** und **Kibbel-Kabbel** – wenn wirklich mal ein Auto kam, dann hupte es. Dass damals kein Auto

Sicherheitsgurte besaß oder einen **Kindersitz**, ist ja wohl klar, von **Air-bag** oder **Navi** ganz zu schweigen. Und **Automatik**? Was ist das denn?

Geraucht wurde immer und überall, sobald es nach dem Krieg wieder **Zigaretten** gab, sogar in der **Zigarettenspitze**, und zwar pur, ohne Filter, oder selbst gedreht, doch für Jugendliche **unter 18 war Rauchen verboten**.

Wenn wir „**geil**“ sagten, dann war das viel geiler als heute. Die Strumpfnähte an den Nylons der Damen saßen genau in der Mitte und gingen bis oben hin; und die Strumpfhalter und Strapse waren das Aufregendste überhaupt – man(n) sah ja oft „viel mehr Bein“ als heute, dank kurzer Kleider und Röcke anstelle von Hosen.

Farben von Kinderbetten und Holzbauklötzen enthielten **Blei** und **Cadmium**. **Fahrrad** fuhr man ohne Helm und ohne Gangschaltung, und das Loch im Reifen hast du selbst geflickt. **Schmalzbrot** machte nicht dick, **Fleisch** war gesund, denn Fleisch war „*ein Stück Lebenskraft*“ und unterwegs wurde reihum aus der Flasche getrunken, ohne dass jemand krank geworden ist. Als größeres Kind gingst du früh weg und kamst spät wieder – oft wussten die Eltern nicht, wo du warst. Die wenigsten hatten **Telefon** zu Hause (und wenn, dann mit Schnur und Wählscheibe), vom **Handy** war noch nicht die Rede. Ein **Datenverlust** entstand höchstens, wenn du dein Notizbuch verloren hast, und der einzige **Hacker** („Häcker“), den wir kannten, war der

Specht.

Warst du verletzt, weil du dich draußen geprügelt hast oder hingefallen bist, dann hattest du selbst schuld, warum passt du nicht besser auf. Vor dreißig, vierzig Jahren hatten Heranwachsende weder ein **eigenes Fernsehgerät im Kinderzimmer**, noch ein **eigenes Handy** oder gar ein **eigenes Smartphone**, und auch keine **Jahreskarte fürs Fitness-Center**. Lernende, ob Schüler oder Studenten, saßen in Klassenräumen oder in Hörsälen. **Onlinekurse** gab es auch noch nicht.

Doch wenn die Entwicklung so weitergeht, braucht man eines fernen Tages vielleicht keine Schulen und keine Universitäten mehr – dank **Online**. Und damit zur Hauptsache, nämlich zu all dem, was wir Oldies von heute technisch verkraften mussten – die Beispielliste ist unvollständig: **CD, Fax-Gerät, Playstation, X-box-Spielkonsole, Nintendo, 200 Fern-**

sehsender, 3D-LED-TV, HD plus, Satelliten-TV, Dolby-Surround-Sound, Video, DVD, Chip, App, Bits and Bytes, iPod, iPad, Smartphone, Fake Account, Flatrate, SMS, PC, Internet, Windows, Apple, Notebook, Scanner, Drucker, E-Book, Selfie, Facebook, WLAN, Google, Youtube, Amazon, ebay, Cloud, Drohne, Touchscreen ... Hi-Hi-Hilfe! – – – – Posten, twittern, simsens, surfen, sky-pen.

Tja, aber was kannten und was hatten wir denn überhaupt, früher? Wir hatten **FREUNDE!** Freunde, mit denen wir draußen gespielt haben! Zu denen sind wir einfach zu Fuß hingegangen und haben an der Tür geklingelt, ohne Termin; keiner hat uns hingebracht oder abgeholt. Und wir ließen uns Zeit beim Spielen.

Denn: **Zeit – Zeit hatten wir genug.**

Claus Günther

Milchkanne und Fischwagen (ca. 1944 bis heute)

In Königsberg mussten wir von uns zu Hause nur einmal um die Ecke gehen. Schräg gegenüber der Straßenbahnhaltestelle von Linie 7 war ein Tante-Emma-Laden. Es war ein Milchgeschäft, das Milchprodukte, aber auch Brot und viele andere Grundnahrungsmittel hatte. Bis auf Fleisch konnten wir alles, was es auf Marken gab, dort einkaufen.

Ich hatte das Amt, regelmäßig unsere Milch zu holen. Mit unserer klei-

nen braunen Emaillemilchkanne und abgezähltem Geld ging ich zum Kaufmann. Es war ein Ehepaar, das dort im Laden stand. Auf dem Hinweg fand ich es immer prima, singend und Kanne schleudernd dort hin zu wandern. Als ich das Schleudern mit voller Milchkanne einmal versuchte, hakte eine Griffseite aus, und ein großer Teil des einen Liters lief heraus.

Ich rannte ängstlich zum Kaufmann zurück und erzählte ihm, dass so ganz

plötzlich die eine Seite des Griffes aushakte, die Kanne dann schief hing, und die Milch dadurch auslief. Er sah mich mit Schmunzelblick hinter seiner Brille an und füllte die fehlende Milch ein. Er hatte eine Kelle, die wie eine schmale Kanne aussah und einen langen am Ende gebogenen Griff hatte. Beim Schöpfen sah er immer wieder zu mir. Ich dachte dabei, dass er gleich das Geld dafür verlangt, und ich doch nichts mehr habe. Dann gab er mir meine Kanne und sagte: „Inge, jetzt musst du sie schön festhalten, nicht zu viel bewegen, und dann geh mal schnell nach Hause.“

Ganz höflich bedankte ich mich bei ihm. Es waren mir gleich mehrere Felsbrocken abgefallen, aber meinen Eltern habe ich es vorsichtshalber erst eine lange Zeit später erzählt.

Jetzt gibt es solche großen Milchkübel mit loser Milch längst nicht mehr, und das Milchgeschenk gäbe es in der Art auch nicht. Die kleine Milchkanne hatte uns noch auf unserer Flucht begleitet.

In Allwörden bei Freiburg an der Niederelbe gab es einen einzigen Tante-Emma-Laden mit gleichzeitiger Poststelle. Ernst Schildt und seine Familie verkauften keine lose Milch. Die mussten wir Flüchtlinge uns alle beim Nachbarbauern holen. Im Geschäft aber konnten wir alles bekom-

men, was es auf unsere Lebensmittelmarken gab, meistens jedenfalls. Außerdem hatte er allmählich 1948, 1950 und später einige Haushaltswaren, wie Briefpapier, Schuhcreme, Sammeltassen, Blumenvasen und Kalender. Im Laufe der Jahre kam immer mehr dazu. Dann waren es Lebensmittel und Gemischtwaren.

Einmal pro Woche kam ein Fischwagen zum Hof gefahren. Bei dem Fischmann kosteten drei Pfund grüne Heringe eine Reichsmark oder später eine D-Mark. Wir aßen oft Heringe, gebraten oder sauer eingelegt.

Ganz in unserer jetzigen Nähe hat vor einigen Jahren der letzte Tante-Emma-Laden seine Türen für immer geschlossen. Es war ein Familienbetrieb, wo sogar die alte Dame mit 90 Jahren noch manchmal an der Kasse stand. Sie nahmen Bestellungen an und brachten auf Wunsch alles nach Hause. Samstag und Sonntag fuhren sie herum und verkauften Brötchen, richtige Bäckerbrötchen. Wir haben oft davon Gebrauch gemacht.

Trotzdem muss ich zugeben, dass wir immer öfter in Einkaufszentren einkauften. Jetzt gibt es in der Umgebung Kielmannseggstraße (Hamburg-Wandsbek) keinen Tante-Emma-Laden mehr.

Ingetraud Lippmann

Der neue elektrische BRAUN Multimix (1956)

Mein verwitweter Schwiegervater Walter Wriedt hat sich endlich doch entschlossen, den teuren, elektrischen BRAUN Multimix zu kaufen, den er so praktisch findet.

Stolz erklärt er seinem Sohn und mir seine neue Errungenschaft: „In dem Fuß hier aus bordeauxrotem Kunststoff befindet sich das Motorgehäuse. Darauf kommt der große Becher mit dem Henkel. Ich befestige ihn an dem besonderen Aufsatzkonus mit dem Universal-Messerkreuz mit dem innen liegenden Gummiring. Das ist aber gar nicht so einfach zu handhaben“, erklärt er, „denn das Glas und auch der Aufsatzkonus haben Linksgewinde. Zum guten Schluss muss ich sorgfältig den Deckel mit dem kleinen Deckelstopfen in der Mitte auf dem Glas festdrücken!“

Wir staunen, was dieser Mixer alles kann. Zum Beispiel Milchmixgetränke und alkoholische Cocktails zubereiten. Für einen Bananen-Mix braucht Schwiegervater nur eine Banane, ein Ei und einen halben Liter Milch. Im Handumdrehen sind drei köstliche Drinks für uns fertig. Lecker sehen sie in den hohen Gläsern mit den extra dafür besorgten Strohhalmen aus. Schwiegervater blättert in dem mitgelieferten Rezeptbuch von 1955:

„Für schmackhafte Kartoffelpfannkuchen kann ich ganz einfach mit einer gepellten, grob zerschnittenen Zwiebel und einem rohen Ei im Mi-

xer beginnen. Die geschälten, rohen, gewürfelten Kartoffeln lasse ich dann durch das kleine Loch im Deckel langsam in die rotierenden Messer fallen. Eine Minute später habe ich den Teig für die Reibekuchen ohne mühsames Reiben fertig, und das Backen kann beginnen. Was sagt ihr dazu?“

Wir sind begeistert. Schwiegervater strahlt vor Glück über sein technisches Haushalts-Wunder. Wir kosten sofort seinen ersten Bananen-Mix. Mit dieser Köstlichkeit stoßen wir mit ihm auf noch viele weitere, wohl-schmeckende Rezepte an und genießen!

Es vergehen ein paar Tage. Schwiegervater probiert mit dem neuen Mixer unermüdlich neue Rezepte aus. Einmal, am Sonntagmorgen, will er nach dem Gebrauch den Becher gleich mit ein wenig Wasser elektrisch ausspülen. Er füllt etwas Wasser ein, schaltet das Gerät an, vergisst aber den Deckel draufzulegen. In Nullkommanix schießt „sein Spülwasser“ wie eine Fontäne aus dem Multimix und bespritzt den armen Schwiegervater und die Tapeten in der Küche. Er schimpft unüberhörbar laut, ärgert sich fürchterlich über seine eigene Zerstreutheit.

Der Lärm ruft seinen Sohn Ingolf auf den Plan. Noch etwas schläfrig eilt er barfuss in die Küche. Er sieht seinen pudelnassen Vater und die nassen Wände und legt noch einmal rich-

tig nach, so von Mann zu Mann: „Na, Paps? Das wusstest du sicherlich auch noch nicht, dass man mit dem

BRAUN Multimix auch duschen kann, nicht wahr?“

Marianne Paula Wriedt

Wäsche waschen früher und jetzt (1946-1950)

Von 1946-1950 lebten wir im Sauerland. Technische Hilfen gab es zu der Zeit nicht. Einmal im Monat konnte ich die Waschküche meiner Verwandten benutzen. Am Abend wurde die weiße Wäsche im gewärmten Wasser eingeweicht. Früh am nächsten Morgen, so ca. 5 Uhr, wurde aufgestanden und jedes Stück einzeln auf einer Ruffel in der Wanne vorgewaschen. Inzwischen war im Ofen ein Feuer mit Holz und Kohlen gemacht. Wasser wurde in den großen Topf gegossen, und es kam Seifenpulver hinein. Die weiße Wäsche wurde dann im voluminösen Bottich gekocht. Mit einem großen Holzlöffel wurde sie umgerührt. Dann kam sie nochmals in die Wanne. Es wurde jedes einzelne Stück geruffelt, Flecken wurden mit der Bürste bearbeitet.

Nach dieser Prozedur wurde die Wäsche im klaren Wasser gespült, dann ausgewrungen, und alle Wäschestücke wurden auf einer Wiese ausgebreitet, das ging aber nur bei Sonnenschein. War die Wäsche getrocknet, wurde sie mit klarem Wasser in einer Gießkanne besprüht. Abends wurde alles zum Spülen wieder in einer Wanne untergebracht und am nächsten Morgen ausgewrungen und auf eine Leine gehängt.

Jedes Stück wurde mit einer Wäscheklammer befestigt. War die Wäsche trocken, wurde sie ordentlich zusammengelegt, zum Bügeln bereit. In der Zwischenzeit wurde die bunte Wäsche gewaschen, gespült und getrocknet. Ein anstrengender Tag.

Heute öffne ich die Tür meiner Waschmaschine, gebe Wäsche und Seifenpulver hinein und stelle sie an. Ist sie fertig, kommt sie in den Trockner. Waschen und Trocknen brauchen ca. drei Stunden, und ich habe kaum etwas getan.

Ich hatte sechs Kinder. Bei meinen ersten vier Kindern gab es noch keine Waschmaschinen. Es gab auch noch nicht die schönen „Wegwerf-Windeln“. Diese vier Kinder wurden mit Stoffwindeln versorgt. Für Babys brauchte man am Tag ca. 24 Windeln. Aber sobald es irgend möglich war, kamen die Kinder aufs Töpfchen, und sie gewöhnten sich. Hielt man die genaue Zeit jeden Tag ein, waren sie schnell sauber.

Unser Sohn Martin kam einmal aus der Schule und teilte uns glücklich mit: „Wir haben ein neues Lied gelernt: „Windeln wehn, Schiffe gehn...“

Emmi Füllenbach

Moderne Zeiten

Verkehr & Mobilität

Doppeldecker und Schaffner in Berlin (1938-1946)

Erinnerungen an die öffentlichen Verkehrsmittel im Krieg und in der Nachkriegszeit.

Wir Kinder liebten die Doppeldeckerbusse. Klar, dass wir immer „oben“ fahren wollten, möglichst ganz vorn. Sowie der Bus an der Haltestelle hielt, sprangen wir die Treppe hoch und wehe, da vorn war kein Platz! Dann machten wir sofort kehrt, wollten wieder runter, was die hinter uns Kommenden überhaupt nicht lustig fanden. War dieses Oberdeck doch sowieso für Erwachsene eine Qual, weil sie sich nur mit eingezogenen Köpfen an den Sitzreihen entlang nach vorn kämpfen konnten. Wehe, der Bus fuhr vorzeitig an!

Der Einstieg in die Busse war immer hinten, und wenn oben kein Platz war, versuchten wir uns hinter der Treppe auf dem kleinen Perron an den Erwachsenen vorbeizudrängeln, um hinten hinaussehen zu können.

Kaum war der Bus angefahren, begann der Schaffner die Fahrkarten zu verkaufen, denn Automaten wie heute an jeder Haltestelle gab es erst sehr viel später. Die Schaffnertasche mit ihren Groschensäulen, aus denen das Wechselgeld ausgeteilt wurde, war auch für uns Kinder ein hochbegehrtes Spielzeug, natürlich in kleinerer Ausführung. Busschaffner war auch bei unseren Spielen daheim die begehrteste Position.

Als wir während der Ausgehverbotszeiten nicht mehr auf der Straße

spielen durften, bauten wir uns aus den Sofakissen unsere Busreihen und fuhren dann eben unter uns. So wie immer nur Männer Busschaffner waren, trauten uns Mädchen unsere Brüder diese verantwortungsvolle Aufgabe natürlich auch nicht zu. Schaffnerinnen gab es erst, als alle Männer im Krieg oder in der Gefangenschaft waren.

Wenn wir nicht mit dem Bus fuhren, nutzten wir in Berlin die S-Bahn. Auch noch lange nach dem Krieg gab es in jeder S-Bahn und in jedem Personen-Zug 3 verschiedene Preisklassen.

Die erste Klasse hatte es mir als Kind besonders angetan. Wer dort saß, der war im Gegensatz zu uns bestimmt steinreich und konnte sich alles kaufen, dachte ich im Stillen. Die Sitze waren für mein damaliges Vorstellungsvermögen todschick und vornehm: Elegant mit Samtstoffen bezogen und dick gepolstert, und man saß nur mit wenigen Leuten in einzelnen Abteilen zusammen.

Die zweite Klasse hatte ein durchgehendes Abteil, unterteilt in einzelne Sitzgruppen, so wie heute auch. Die Sitze waren auch gepolstert, ich glaube noch mit Stoff, da der Kunststoff sich erst später verbreitete.

Die dritte Klasse war die sogenannte Holzklasse. Da gab es nur lange Seitenbänke entlang der Fensterreihen aus hartem Holz. Aber auch Waggons genau wie in der zweiten Klasse, nur

eben mit Holzbänken. Jede S-Bahn hatte ein Mutter-Kind-Abteil, für Schwangere und Frauen mit Kleinkindern und Kinderwagen. Einen gültigen Fahrschein gab es weder im Zug noch in einem Automaten, sondern am Schalter der Fahrkartenhäuschen auf jedem Bahnhof. Kontrollen fanden unregelmäßig beim Aussteigen statt, dann wurde der ganze Bahnsteig abgeriegelt, alle Ausgänge gesperrt. Nur wer seine Fahrkarte vorzeigen konnte, durfte passieren.

Meine erste größere Reise nach dem Krieg führte von Berlin nach Wismar und Schönberg zu entfernten Verwandten, bei denen meine Mutter ihre kostbare Aussteuer-Wäsche vor dem Bombenhagel in Sicherheit gebracht glaubte. Der uralte Personenzug war übervoll mit Reisenden, was mir und meinem kleinen Bruder so manchen Schrecken versetzte.

Denn die Reisenden saßen nicht nur dicht gedrängt auf den Sitzen oder lagen in den Gepäcknetzen, sie hock-

ten und drängelten in den Gängen oder hingen an den Türen und oben auf den Dächern. Ohne ersichtlichen Grund hielt der Zug plötzlich auf der grünen Wiese im Nirgendwo und alle mussten aussteigen.

Für uns begann dadurch meine erste und einzige Fahrt mit einer Draisine, die ich weder vorher noch nachher erlebt habe.

Mit einem Eisenbahner, der einen Pumpschwengel vor- und rückwärts bewegte, fuhren wir zügig gen Wismar, auf einer Eisenplattform hockend, frei und ungebunden ohne drängelnde Mitfahrer. Da es ein warmer Sommertag war, tausendmal besser als in dem stickigen Zug.

Nur der Zweck unserer Reise endete für meine arme Mutter sehr traurig. Ihre so mühselig in Sicherheit gebrachte Aussteuer-Wäsche war dem Reinigungsbedürfnis der neuen Herren von Mecklenburg zum Opfer gefallen.

Ingeborg Schreib-Wywiorski

„Noch jemand ohne gültigen Fahrausweis?“

Von Schaffnern und Knippszangen (1907-1950er)

Ein Straßenbahnnetz durchzog das ganze Hamburger Stadtgebiet, auch über die Elbe hinweg nach Harburg und dessen Vororte, wie Appelbüttel u.a.. Eine Straßenbahn fuhr nach Stellingen zum „Tierpark Hagenbeck“, der 1907 gegründet wurde.

Man löste ein Fahrkarte, wobei man

nur zu sagen brauchte: „Einmal Hagenbeck!“ Dort wo heute das historische Eingangsportal im Park ist, war Endstation. Hier wendete die Bahn und fuhr dann zurück.

Zwar gab es früher schon die von Pferden gezogenen Bahnen, aber ich beschreibe hier nur die öffentlichen

Bahnen, die ich aus meiner Jugendzeit kannte und bei denen ich später einige Zeit Dienst tat.

In der Regel bestand so ein Straßenbahnzug aus einem Triebwagen mit einem, manchmal auch zwei anhängenden Waggons. Vorn oben befand sich ein länglicher Vierkantkasten, der drehbar war und auf dem das Fahrtziel geschrieben stand. Links daneben eine Lampe und auf der anderen Seite ein kleiner Vierkantsockel, auch drehbar, mit der Liniennummernbezeichnung.

Der Strom aus der Oberleitung wurde mittels eines kleinen Rades, das sich an einer mitgeführten Stange befand, entnommen. Die Stange war schwenkbar, und der Schaffner konnte sie mit einem, an ihr befestigten Strick beliebig in einen anderen Fahrdraht (Oberleitung) einsetzen.

In jedem Wagen gab es einen Schaffner, der das Fahrgeld kassierte. Im Triebwagen befand sich vorne der Fahrer, der mit einer Art Drehkurbel die Fahrt leitete und die Geschwindigkeit regulierte. Er konnte rechts und links die Fenster öffnen. Vorn war eine Stange angebracht, die unten flach war und mit der er von Hand die Weichen umstellen konnte, ohne den Wagen verlassen zu müssen.

Nachdem die Fahrgäste eingestiegen waren, nahmen sie auf langen Bänken auf beiden Seiten des Wagens Platz. Dann gab der Schaffner das Abfahrtsignal. Dazu zog er an einer Reißleine, die oben an der Decke des Wagens hing. Das mussten alle Schaffner tun, dann erst setzte sich der Wagen

in Bewegung. Oft schwangen sich die Schaffner erst auf die Trittbretter, wenn der Zug bereits anfuhr.

Da auch viele Passanten stehen mussten, weil die Sitze besetzt waren, quetschten sich die Schaffner zum Kassieren hindurch. Sie trugen zwei Taschen, die überkreuz an Lederriemen befestigt waren. In einer waren die Fahrscheine und ein Stempel mit einem Befeuchtungskissen. Oben am Stempel war ein kleiner Gummipfropfen zum leichteren Umblättern des Fahrscheinblocks.

An der anderen Tasche waren Metallröhrchen angebracht. Sie enthielten verschiedene Münzen, die durch einen Einwurfschlitz geschoben wurden. Unten befand sich ein kleiner Lösehebel, damit das nötige Wechselgeld entnommen werden konnte.

Jeder Wagen hatte vorn und hinten eine Klappe. Die kippte der Schaffner hinunter, um die auf den Außenplattformen stehenden Fahrgäste abkassieren zu können.

Dabei rief er dann: „Hier noch jemand ohne gültigen Fahrausweis?“

Selbst hinter dem Fahrer standen oft eng beieinander die Leute. An der vorderen Tür war innen ein Schild angebracht, auf dem stand: „Bitte die Türe schließen! Warmluft lässt die Scheiben beschlagen und nimmt dem Fahrer die Sicht!“ Es gab noch andere Schilder. Auf einem hieß es: „Beim Niesen, Husten, Spucken bediene Dich des Taschentuches!“

1904 wurde der Hamburger Hauptbahnhof eingeweiht. Vorher musste man an verschiedenen Bahnhöfen die

Züge benutzen, je nachdem wohin man wollte. Der älteste Fernbahnhof war der am Dammtor. Dazu gab es noch den „Hannöverschen“ und den Bahnhof Berliner Tor. Altona, Wandsbek und Harburg hatten alle eigene Bahnhöfe, wie zum Teil noch heute.

1908 wurde das Hoch- und Untergrundnetz in Betrieb genommen. Es gab eine Ringbahn, die vom Hauptbahnhof über St. Pauli und Barmbek, damals noch mit „ck“ geschrieben, in beiden Richtungen fuhr. Mit einer Zweiglinie konnte man vom Schlump bis zur Endhaltestelle Hellkamp, heute Osterstraße fahren.

Eine andere Kurzlinie führte vom Hauptbahnhof nach Rothenburgsort. Dort befand sich auch ein Betriebsbahnhof.

In Hamburg gab es bald nach Berliner Vorbild eine S-Bahn. Die wurde damals „Vorortsbahn“ genannt. Ein Zug dieser alten Bahn hatte mehrere Waggonen und viele kleine Abteile mit Türen auf beiden Seiten. Es war mühevoll darin einzusteigen, weil zwei hohe Trittstufenbretter angebracht waren. Erst mit den neuen Bahnen wurde Einstieg und Bahnsteig angeglichen. Fahren konnte man in drei Klassen zu verschiedenen Preisen. Erste und Zweite Klasse war erheblich teurer als die Dritte für die sogenannten „Minderbemittelten“.

Es gab Raucher- und Nichtraucherabteile und solche wo es hieß: „Reisende mit Hunden und Traglasten!“

Die breiten, zieharmonikaförmigen

Stromabnehmer konnten den Strom aus dem Leitungsdraht in verschiedenen Höhen entnehmen.

1940 wurden die neuen, schnittigen S-Bahnen in Betrieb genommen. Jetzt wurde der Strom unten entlang der Gleise entnommen. An der Frontseite prangte in der NS-Zeit der Hoheitsadler mit dem Hakenkreuz.

Bis zum Ende des Krieges führte nur eine S-Bahnlinie durch Hamburg, von Poppenbüttel bis Blankenese.

Von da ab bis nach Wedel in Holstein musste man mit einem von einer Lokomotive gezogenen Zug fahren.

Auf der Suche nach einer anderen Arbeitsart bewarb ich mich in den fünfziger Jahren bei der Hamburger Hochbahn. Im Betriebsbahnhofsgebäude am Stadtpark gab es auch Verwaltungsräume. Hier wurden die Bewerber schriftlich und mündlich auf Eignung geprüft. Ich war einer dieser Bewerber.

Dann wurden wir eingeteilt. Die einen, technisch versierten, wurden „HW“, also Haltestellenwärter. Sie waren also eine Art Stationsvorsteher, die auch die Abfahrtsignale u.a. gaben. Die anderen, zu denen ich gehörte, waren „FS“, also Fahrkartenprüfer und Verkaufsschaffner. Ich bekam eine Uniform mit einer imposanten Schirmmütze. Eigentlich mochte ich solche Kostümierung gar nicht, doch es gehörte damals nun mal dazu.

In der folgenden Woche trat ich zunächst als Prüfer meinen Dienst an. In der Vorhalle des Bahnhofs Barmbek befanden sich je zwei schiffchenartige Kontrollhäuschen. Im zweiten saßen

die Beamten der Bundesbahn. Die waren für die S-Bahn zuständig. In den anderen wir Hochbahner, in einem davon saß ich mit der Mütze sowie einer kombinierten Knipps- und Stempelzange. Die Fahrgäste, die gegenüber am Schalter eine Fahrkarte gekauft hatten, mussten mir diese vorzeigen, und ich entwertete sie. Wochenkarten bekamen einen Entwertungstempel für diesen Tag. Der galt nur für je einen Tag, aber für Hin- und Rückfahrt.

Von den vielen Haltestellen, bei denen ich meinen Dienst versah, war mir die in der Uhlandstraße am liebsten. Hier kamen nicht viele Fahrgäste, und ich verkaufte selten mehr als 20 Fahrkarten am Tag. Da ging es dann auch mit der täglichen Abrechnung sehr schnell. Das war bei den anderen Haltestellen nicht so.

Wir hatten einen tragbaren Holzschrank, in dem sich Formulare, Stempelgeräte, Wochen- und Monatskarten sowie das Wechselgeld befanden. Bei Dienstanfang waren es DM 20, die am Ende bei der Abrechnung wieder da sein mussten.

Bei der Ablösung stellten wir den Kasten neben den Kollegen und notierten an den Fahrkartenautomaten die Nummern der noch innen befindlichen Karten. Dann setzte man sich hin und verkaufte weiter, während der Kollege am Nebentisch seine Abrechnung machte.

Am Monatsende musste man wieder zur Verwaltung am Stadtpark gehen. Hinter einem langen Tisch saßen Beamte. Hier lagen unsere Tagesabrech-

nungen des letzten Monats. Hatte man ein Minus, wurde der Fehlbetrag vom Gehalt abgebucht.

Von einem Plus wurden, egal wie viel es war, nur 50 Pfennige ausgezahlt. Einen Platz weiter wurden die Sozialabgaben abgebucht, noch etwas weiter die Gewerkschaftsbeiträge einbehalten. Damals war die Mitgliedschaft in der Gewerkschaft bei der Hochbahn Pflicht! Ganz am Ende des Tisches wurde dann der Nettobetrag in bar ausgezahlt.

Meine Tätigkeit bei der HHA endete ganz plötzlich. Ich saß im Schalterraum der Haltestelle am Berliner Tor. Eine Dame erschien und rief im böseartig schrillen Ton: „Los, los, schnell, schnell, einmal Ohlsdorf!“ Ich erwiderte: „Jaja, ist ja gut, da kommen Sie noch schnell genug hin!“ Das war zu viel.

Ich wurde zum Hochbahnhaus in der Steinstraße beordert. Hier in der der Hauptverwaltung saß ein würdiger hoher Beamter hinter einem Schreibtisch. Die aufgeregte Dame war auch da und rief: „Da ist der Bösewicht!“ Ich musste mich erklären und sagte, dass der nächste Zug ja auch käme und sie noch rechtzeitig in Ohlsdorf wäre. Es nützte aber alles nichts, ich würde bestraft, hieß es. Ich bekam einen „Fegeplan“. Für eine Woche sollte ich mit Besen und Schaufel an sechs Haltestellen die Bahnsteige und Treppen reinigen.

An der Haltestelle Dehnhaide sollte es beginnen. Ich ging hin, holte Besen und Eimer, fuhr zur Personalabteilung im Hochbahnhaus, stellte alles vor

den Schreibtisch vom Personalchef, verlangte meine Papiere und kündigte fristlos, vorher ließ ich mich krank-

schreiben.

Günter Lucks

Eisenbahn

Es muss im Jahre 1985 gewesen sein, also zum 150sten Geburtstag der deutschen Eisenbahn, als ich von dem Besuch der ersten deutschen Lokomotive „Adler“ in Hamburg erfuhr. An der Lombardsbrücke hatten sich schon sehr viele Eisenbahnfans eingefunden, als der Nachbau des berühmten „Adler“ blitzblank im Schritt-Tempo an uns vorbeifuhr in Richtung Dammtor. Es war wie ein Fototermin für eine Diva.

Passend zum Eisenbahn-Jubiläum, wählten wir zum Fasching in unserer Gemeinde in Hamburg-Niendorf das Motto: „150 Jahre Deutsche Eisenbahn“. Ich plante eine große Dekoration mit den riesigen, roten Schwungrädern, einer Schnellzug-Lok vom Typ 01.

Es war 1940 und mein Vater war technisch sehr interessiert. Wir fuhren oft in die Stadt, auch mal zum Eisenbahnmuseum am Lehrter Bahnhof und zum LEHRTER Bahnhof, der als Kopfbahnhof für Norddeutschland galt. Hier habe ich die neuesten Dampflok bestaunt, auch die rote stromlinien-verkleidete Schnellzuglok von der Baureihe 05.

Bei meinem Onkel Max, der als Blockstellenleiter der deutschen Reichsbahn in Pommern tätig war, konnte ich die Schnellzuglok vom

Typ 01 in voller Fahrt nach Danzig sehen. Die großen Signale aus Metall mit den Glaslampen bediente er noch manuell mit Armkraft, ebenso die Schranken.

Zur Arbeitserleichterung standen im Keller imponierende Gewichtheber. Ein Morsegerät meldete ihm jeden Zug, den Bericht notierte er dann im Tagebuch. Dampfzuglokomotiven sind zum größten Teil von den Firmen Borsig in Berlin, Henschel in Kassel und von Thyssen-Krupp in Essen gefertigt worden. Zuletzt sind die Dampflok auf Dieselöl-Verbrennung umgestellt worden, und so begann allmählich das Diesellokzeitalter.

Sehr bekannt war der TEE, Baureihe VT 1.1.5, der Paradezug der Deutschen Bundesbahn der 1950er Jahre.

Den „Fliegenden Hamburger“, ein Diesel-Schnelltriebzug in Stromlinienform, habe ich in Berlin-Fürstenbrunn im Jahre 1939 von einer Brücke aus auf der Fahrt von Berlin nach Hamburg gesehen. Damals der schnellste Zug der Welt. Fahrzeit nach Hamburg: 2 Stunden. Es war imponierend, wie schnell und ruhig der Zug vorbeiglitt.

Während der DDR-Zeit dauerte die Fahrzeit 6 Stunden – dank der hinge-

bungsvollen Grenzkontrolle der DDR Grenzer.

Rangier-Loks

Nicht weit von unserer Wohnung auf dem Verschiebebahnhof von Siemens in Berlin-Haselhorst sind bereits kleine elektrische Rangier-Loks, „Janus-Kopf“ genannt, zum Einsatz gekommen. Eigentlich ein reiner Luxus, denn die E-Loks waren 1940 im Dampfbahn-Zeitalter total auf dem Rangierbahnhof isoliert.

Die ersten größeren E-Loks, dunkelgrün und noch sehr altmodisch, sind mir in einer Fabrik von Siemens-Halske in Berlin-Siemensstadt aufgefallen.

Bis zu den achtziger Jahren war noch reger Rangierbetrieb am Hamburger Hauptbahnhof mit Dampfrangier-Loks. Wohl bedingt durch den Post- und Frachtverkehr am Postgüter-Bahnhof Hühnerposten. Nach dem Ende der Dampf- und Öl-Loks wurde fast das gesamte Netz der Bahn nach und nach elektrifiziert.

Stadtbahn-Verkehr (kurz: S-Bahn)

Meine erste Bekanntschaft mit einer Dampftender-Lok hatte ich bereits 1938, als mein Vater mit mir von Spandau zum Bahnhof Zoologischer Garten fuhr. Das war noch ein Stadtbahn-Personen-Zug mit den grünen Abteil-Wagen, also je Abteil zwei Türen (je eine links und rechts).

Viele S-Bahn-Strecken waren in Berlin und Hamburg schon elektrifiziert. Die alten Waggons wurden entsprechend umgebaut, das heißt, es wurden Stromabnehmer installiert,

die Kupplung geändert usw.

In Hamburg befand sich der Stromabnehmer für Wechselstrom auf dem Dach der blaugrauen Wagen, während die Berliner S-Bahn schwarz-rot-gold (gelb) gefärbt, über die Stromschiene mit Gleichstrom versorgt wurde. Zuerst genau wie in Hamburg mit vielen Abteiltüren und zwei großen Scheinwerfern. Hamburg hat sich später ebenfalls für die Gleichstromschiene aus finanziellen und baulichen Gründen entschieden, sowie ein unabhängiges Gleissystem entwickelt, denn Gleichstrom und Wechselstrom bei der Fernbahn nebeneinander vertragen sich nicht.

Die späteren Modelle erhielten in beiden Großstädten, also Berlin und Hamburg, große Schiebetüren, ca. vier pro Waggon, in Hamburg die gelb-blauen Züge, heute als Oldtimer bekannt, ähnelten sehr der Berliner S-Bahn, einer späteren Baureihe von 1936/37.

Straßenbahn und U-Bahn

Die letzte Straßenbahn auf der Linie 2 fuhr in Hamburg im Oktober 1978. Es war ein sehr wehmütiger Abschied nach 112 Jahren Straßenbahngeschichte. Die Vorläufer der „Sambawagen“ wirkten so um 1960 sehr antik, also altertümlich, aber sie fuhren sehr schnell und zuverlässig. In West-Berlin wurde bereits 1967 der Straßenbahnbetrieb mit der Linie 75 eingestellt, aber nach der Wende von Ostberlin aus grenzüberschreitend nach Westen, am Wedding etwas erweitert.

Ergänzend zum Straßenbahnnetz erbauten die Großstädte Berlin und Hamburg aufgrund der stetig wachsenden Bevölkerung ein Hochbahn- und Untergrund-Bahnnetz. Die Stromversorgung erfolgte ebenfalls mit der Gleichstromschiene.

Omnibus-Verkehr und Autoverkehr

In Berlin sind bis heute die berühmten Doppeldecker bekannt. Damals, um 1940, erklommen wir noch das Oberdeck über eine Außentreppe vom Perron aus. Der Motor lag als lange Schnauze vor dem Bus. Heute sind die Doppeldecker moderner und inzwischen als Touristenbusse in Hamburg beliebt.

PKW-Verkehr gab es kaum in unserem Wohnbereich. Die AVUS, in Berlin die erste Autobahn der Welt, ist auch als ehemalige Rennstrecke von 8,3km Länge mit einer Nord- und Südkurve bekannt. Dort habe ich als Parkplatzkarten-Verkäufer das Publikum und die Vorläufer der heutigen Boliden kennengelernt.

Flugverkehr

Die ersten Flugzeuge habe ich in Berlin-Staaken um 1939 wahrgenommen. Am Rande eines Friedhofes befand sich dort ein Fliegerhorst. Die Jagdflieger von Messerschmitt, die JU 52, konnten wir erkennen. Der Zeppelin, das Luftschiff „Hindenburg“ überflog unseren Wohnbereich in Berlin.

Nach dem Krieg erlebten wir die Luftbrücke. Wir Jungs mussten also unbedingt zum Flughafen Tempelhof, um einen Schokofallschirm der US-Flieger zu ergattern. Ganz zu schweigen von der technischen Meisterleistung „Luftbrücke“, die uns das Überleben mit Hilfe der West-Alliierten in der von den Sowjets blockierten Stadt Berlin ermöglichte. Auf der Havel landeten die großen mehrmotorigen Flugboote der britischen Royal Navy. Sie brachten Versorgungsgüter, die im Hamburger Hafen auf der Elbe beladen wurden.

Peter Bigos

Wie wir die Hamburger S-Bahn lahm legten (1945)

Im August 1945 war die S-Bahn in Hamburg zwischen Wedel und Poppenbüttel wieder im Betrieb, obgleich die Stadt noch in Trümmern lag. Mein besorgter Großvater in Farmsen besserte unsere Hungerrationen zum Glück fleißig durch seine Gartenerzeugnisse auf. Daher fuhren meine Mutter und ich im Sommer

jeden Sonntag von Altona nach Farmsen, um bei der Gemüseernte zu helfen und für den Winter Erbsen, Bohnen usw. in Dosen zu konservieren.

Zum Transport unserer Schätze benutzten wir einen alten, aber noch gut aussehenden Pappkoffer, der nicht nach Hamstern aussah, denn es gab oft Kontrollen, und Lebensmittel wur-

den beschlagnahmt. Der Inhalt auf unserer Hinfahrt war der Zeit entsprechend: zwei alte Schürzen, Zeitungspapier zum Einwickeln des Gemüses, ein leerer Eierkarton und das Wertvollste – 15 neue Dosendeckel – die bekam man nur gegen Zigaretten.

Wir fuhren 1. Klasse, denn das war im Vergleich zu unserem Gehalt spottbillig, so ca. 80 Pfennige, dagegen kostete ein halbes Pfund Butter 120 Reichsmark. Unseren Koffer schoben wir auf den Gepäckhalter und genossen die Polsterklasse. Am Hauptbahnhof stiegen wir aus, um mit der Straßenbahn Linie 8 nach Farmsen weiterzufahren. Wir gingen in Richtung Treppe, der Zug fuhr ab, und in dem Moment rief meine Mutter: „Oh Gott, unser Koffer!“

Wir zum Bahnsteigvorsteher mit der roten Mütze, ein netter junger Mann, der uns tröstete und sofort am nächsten Bahnhof, Berliner Tor, anrief. Aber es dauerte, bis sein Kollege ans Telefon kam, er hatte den Zug gerade abgefertigt. „Ja, dann ist es besser, den Kollegen am Bahnhof Wandsbeker Chaussee zu bitten, den Koffer herauszuholen, es dauert nur etwas länger“, meinte unser netter Beamter.

Wir warteten eine Viertelstunde, nun musste der Wandsbeker gleich anrufen. Aber nein, es dauerte eine halbe Stunde – nichts. Und seltsam, es kam kein Zug mehr aus Richtung Poppenbüttel, zwei Züge aus Altona waren schon vorbei. Dann kam auch keiner mehr aus der Richtung. Unser Beamter rief Wandsbeker Chaussee an, es meldete sich keiner.

Nach über einer Stunde klingelte das Telefon. Unser Freund und Helfer nahm ab, man sah, wie er sich das Lachen verkniff, dann sagte er belustigt: „Na, Ihr Koffer ist da, nun fahren Sie man zur Wandsbeker Chaussee, da werden Sie was zu hören bekommen!“ Es dauerte noch 15 Minuten, dann kam ein Zug aus Altona und auch einer aus Richtung Poppenbüttel.

Also ab zur Wandsbeker Chaussee. Der dortige Bahnhofsvorsteher war ein kleiner, drahtiger 60-Jähriger. Nachdem er unseren Zug abgefertigt hatte, kam er auf uns zugeschossen: „Oh, Ihr verfluchter Koffer! Als ich ihn aus dem Abteil holen wollte, hat mein Gehilfe das Abfahrtssignal gegeben, was er gar nicht darf, und ich musste bis Friedrichsberg mitfahren. Da alle Signale zwischen Hauptbahnhof und Barmbek von meinem Stellwerk hier bedient werden, mein Gehilfe das aber nicht darf, standen alle Signale auf „ROT“ und keine Bahn konnte weiterfahren. Ich musste mit Ihrem verflixten Koffer weiß Gott zu Fuß auf den Gleisen von Friedrichsberg bis hier zurücklaufen, ich bin fix und fertig. Sie haben den ganzen Zugverkehr durcheinander gebracht!“ Wir machten beide ein betretenes Gesicht. Meine Mutter opferte fünf von den für Opa bestimmten Zigaretten, und wir beeilten uns, mit unserem Koffer das Weite zu suchen.

Oh je, wenn der Alte gewusst hätte, was für ein Schrott in dem Koffer war!

Lore Büniger

Bahnreisen in der Nachkriegszeit

(1949/57)

Viel erinnert man ja nicht, wenn man über das Alter von gerade einmal 7 oder 8 Jahren schreiben soll. So liegen deshalb Erinnerungsfetzen etwas im Nebel.

Als ich 7 war, zog meine Mutter mit mir um, weg von Hamburg. Ich blieb die Sommer-/Schulferien über bei Tante und Oma in Bremen und sollte dann am Ende allein – allein! – mit der Bahn von Bremen nach Bochum fahren.

Was ich davon erinnere? Ich weiß nicht, ob es bei diesem Mal oder im Jahr darauf war. Ich sehe, dass der Zug voll war, vollgestopft mit Menschen, übertoll. Eigentlich gingen die Türen gar nicht mehr richtig zu. Einmal wurde ich dann auf dem Bahnsteig um den Bauch gepackt, hochgehoben und durch das Abteilfenster geschoben. Mit dem Kopf voran. Dort fassten andere kräftige Hände an und zogen mich, Kind, in das Abteil, wo ich dann wohl bis zur Ankunft am Zielort blieb.

Meine Mutter hat mir erzählt, dass ich eine Pappkarte um den Hals hatte. Darauf standen Name und Anschrift, falls ich irgendwie verloren ging. Ich ging nicht verloren. Ich wusste ja, wo ich hin sollte.

Deutlicher sehe ich bei meinen Sommerferienbesuchen in Blankenese Anfang der 1950er die Dampf-S-Bahn auf dem Blankeneser Bahnhof stehen. Sie stand immer auf dem

Gleis neben dem Kohlenlager. Es war ein dunkler Zug mit Trittbrettern entlang der Waggons, und ich glaube, man konnte nur in jedes Abteil einzeln und von außen einsteigen. Einen Seitengang zum Entlanggehen gab es innen in diesen Zügen nicht. Dafür passten dann auch in jedes Abteil mehr Leute als sonst. Mit diesem Dampfzug fuhren wir von Blankenese nach Wedel, wenn wir dort einen Onkel besuchten.

Wohl ab 1952 fuhr von Blankenese die elektrische S-Bahn bis Sülldorf.

Mit diesen Abteilwagen hatte es für mich noch eine besondere Bewandnis ein paar Jahre später, um 1957. Ich war für vier Wochen als „paying guest“ nach England, zum Sprachenlernen, gefahren. Das war schon etwas ganz Besonderes, solch eine Reise. Ich war jetzt schon groß, mit 15 Jahren, und durfte nach England!

Meine „Gast-“Familie hatte mir alles per Brief aufgeschrieben, wie ich von London aus mit der Bahn zu ihrem kleinen Vorort weit außerhalb der Stadt käme. Ab St. Pancras – einem der vielen Londoner Fernbahnhöfe – fuhr ein Personenzug Richtung St. Albans, und an der Station Radlett musste ich aussteigen – dort würden sie mich abholen.

Ich war zufrieden, als ich in St. Pancras in den richtigen Zug und auch noch zur rechten Zeit eingestiegen war. Es war – ein Abteilzug. Man

stieg in ein 8er Abteil und hatte keine Verbindung zu den anderen Abteilen im Zug. Ich wusste sofort: hier musst du verdammt aufpassen, dass du richtig aussteigst. Denn die zwei Mitreisenden waren schon zwei Stationen nach St. Pancras ausgestiegen, ich musste aber weiter.

Fasziniert hatte ich beobachtet, wie sie die Abteiltür aufmachten: Die Tür hatte von innen keinen Türgriff, stellte ich verblüfft fest! Die Leute zogen fest den dicken Lederriemen an der Tür zu sich heran, den Riemen, der das Fenster zuhielt, d. h. sie lösten den Riemen von dem kleinen Halteknopf an der Tür, der verhinderte, dass das Zugfenster in den Türrahmen rutschte, und es so oben hielt. So rutschte oder knallte das Fenster herunter. Dann griff man durch das nun geöffnete Fenster von außen an den Griff der Abteiltür, drückte den Griff der Tür – sozusagen verkehrt herum – auf und drückte dann die Tür mit dem Gepäck auf. Innen hatte die Abteiltür keinen Griff zum Öffnen, um sie langsam aufzumachen! Das merkte ich mir mit einiger Ängstlichkeit und hoffte, dass ich den Riemen ruckartig lösen konnte.

Ich hatte nun zwei Aufgaben: ich musste merken, wenn „meine“ Station Radlett kam. Und ich musste den festen Gurt von dem Metallknopf ziehen, um dann die Tür von außen aufzumachen. Radlett kam, der Zug stand, und ich zog und zog und zerrte und zerrte an dem Lederriemen. Der

aber wollte partout nicht vom Metallknopf abgehen. Ich zog und zerrte. Helfen konnte ja niemand, denn ich war der Einzige in dem kleinen Abteil. Aber endlich riss das Knopfloch aus, das Fenster knallte herunter, und ich konnte von außen – aber das hatten wir schon. Ich hoffte inständig, dass der Zug nicht vorher abfuhr und der Schaffner merkte, dass da jemand noch aussteigen wollte...

Der Schaffner merkte es, meine „Gast-Eltern“ standen auch in einiger Entfernung dort und warteten – und ich konnte aussteigen. Für mich war das damals schon ein kleines Abenteuer – meine erste Auslandsreise – und dann begann sie so!

An dies Erlebnis muss ich immer wieder denken, wenn ich heute einmal Museumszüge mit ihren Trittbrettern an den Seiten und den vielen Einzel-Abteil-Eingängen sehe, und dann denke ich heute an alte Leute mit schwachen Armen und frage mich, wie sind die damals eigentlich aus einem Zug herausgekommen ...?

Gut, dass man heute nur auf einen kleinen Elektronikknopf beim Aussteigen drückt und dann die Tür sofort aufgeht! Oder etwa doch nicht? Und dann? Türgriffe gibt es heute auch nicht mehr.

Carsten Stern

Moderne Zeiten

Medien & Unterhaltung

Nicht „live“ und in „Farbe“: Medien in den 50ern

„Medien“ – an das Wort kann ich mich nicht erinnern. Ich glaube nicht, dass es in den 1950ern existierte. Aber natürlich hatten wir Medien und konsumierten sie.

Fernsehen gehörte nicht dazu. Es gab gelegentlich Leute mit einem Fernseher. Ein Klassenkamerad von mir bzw. seine Eltern hatten einen – und dort sah ich das Fußballendspiel 1954. „Deutschland, Deutschland über alles“, sangen die älteren Verwandten meines Klassenkameraden, stehend und mit Inbrunst, nach dem Schlusspfiff. Das wurde natürlich nicht im Fernsehen gezeigt, hat sich mir aber bis heute eingeprägt. „Deutschland, Deutschland, über alles, über alles in der Welt.“ War ja auch so, wir waren ja besser als die besten, die Ungarn. Nur an Memel, Etsch und Belt gab es keine Deutschen mehr. Das störte aber nicht weiter.

Unsere Medien zu Hause waren Rundfunk, „Die Welt“, viele Illustrierte, Micky Maus, Donald Duck und die Rasselbande. Der Enterich hieß damals auch „Duck“ und nicht „Dack“, denn englisch konnte kaum jemand, und dass das „Ente“ hieß, merkte ich erst als Erwachsener.

Mit dem Englischen stimmt das aber nicht so ganz: Meine Mutter legte Wert darauf, dass Goofy nicht „Gohfi“ hieß sondern „Gufi“. Vermutlich war das Y ausschlaggebend. Etwas Bildung muss sein.

Micky Maus und Donald Duck waren die bevorzugte und stundenlange Lektüre, als in den 50ern mein Vetter aus der „Zone“, zwei Jahre älter als ich, uns besuchte. Solche kapitalistische Schundliteratur gab es im Sozialismus nicht. Sie machte aber Spaß. Für Spaß war der Sozialismus aber auch nicht da.

Das Radio plärrte den ganzen Tag. Multitasking gehörte schon zu meinem Schularbeiten-Alltag. Denn sehr, sehr oft dudelte das Radio nebenbei, mit Schlagern, Schulfunk, „Neues aus Waldhagen“, auch Nachrichten, während ich im selben Zimmer Schularbeiten machte.

Wieso wir so viele Illustrierte hatten, kann ich nicht sagen. Aber im Rückblick erstaunt es mich doch. STERN, QUICK, Neue Illustrierte, Constanze, REVUE, Kristall – die las mein Vater gerne, die erschienen alle 14 Tage bei uns neu. Einen Lesering hatten wir nur kurze Zeit, meistens wurden die Blätter gekauft. Und natürlich interessierten mich die Bilder – es war der Blick in die Welt, der Blick dorthin, wie es jenseits meiner Phantasie in anderen Ländern aussah.

Da waren vor allem der Stern und die Kristall von Interesse. Denn sie brachten Fotos von woanders her. Ich kann mich erinnern vor allem an Cartier-Bresson – der mir damals als Name sicher nicht bekannt war, mit Fotos aus der Sowjetunion, z. B. von Ferien auf der Krim. Russen im

Schlafanzug auf der Promenade. Ich hatte schon Ferienerfahrung von der Nordsee – aber im Schlafanzug auf der Promenade? Doch die Bilder vermittelten einen ersten Eindruck von Russen – anders als die Kriegserzählungen meines Vaters, das waren Soldaten, oder meiner Mutter, das waren Menschen, vor denen man Angst haben musste. Vor den Dickbäuchigen im Schlafanzug auf der Bank in der Sonne musste man keine Angst haben.

Aber eigentlich interessant waren für mich als Kind und Heranwachsender „Nick Knatterton“, der Detektiv mit dem spitzen Kinn, jede Woche in Quick. Oder „Reinhold das Nashorn“ im Sternchen. Das las eigentlich jeder meiner Mitschüler. Jedenfalls war Reinhold so populär, dass unser Lehrer, der unglücklicherweise mit Nachnamen „Reinhold“ hieß, auch von uns Schülern „Nashorn“ genannt wurde. Üblicher war aber „Schweinchen“. Das entsprach seinem Äußeren und erinnerte mit Absicht an Schweinchen Dick, den Oberschlauberger der kleinen Schweinchen, die immer, immer dem bösen Wolf entkamen. Meist gelang dies mit Hilfe seines Sohnes, „der kleine böse Wolf“ – wobei ich mich immer darüber aufgeregt habe, dass dieser kleine Wolf doch der liebe Wolf war und der Vater der Böse!

Und dann wurde ich zum Heranwachsenden und bekam oft meine eigene Jugendzeitschrift zu lesen. Das war die Rasselbande. Die Zeitschrift berichtete ganz viel über fremde Län-

der, auch schon mit Farbbildern, brachte Reiseberichte aus fernen Ländern, aus Indien, Siam, aus Schweden, das war alles weit weg. Ich las Fußballberichte, las von fremden Sitten und Bräuchen, las Trapper- und Indianergeschichten. Die Rasselbande druckte auch Erzählungen für Jugendliche in Fortsetzungen ab, die waren dann viel interessanter als die Fortsetzungsromane in den Illustrierten.

Die Illustrierten hatten wiederum den Vorteil, Aufklärung zu betreiben. Sie erklärten ja schon Krankheiten, schrieben über den eigenen Körper, beantworteten Leserfragen („Fragen Sie Dr. Sommer“ auch schon in den 50ern? Aber Ähnliches schon) – eigentlich nicht so sehr über Sexualität, aber doch schon über die Veränderungen bei Heranwachsenden, z. B. wo überall mit der Zeit Haare wuchsen und in welchem Alter. Das erfuhr man ja sonst nicht, geredet wurde darüber nicht und fragen – wen hätte man da fragen sollen?

Die 1950er waren verklemmt, was alles Körperliche anging. Und einen nackten Körper zu zeigen, war damals schnell Pornographie und wurde von den Behörden für die Öffentlichkeit verboten.

Ich weiß noch, dass wir bei den ersten Reisen nach Dänemark in den frühen 60ern als Studenten sehr „enttäuscht“ waren, was da in sogenannten Pornoheften gezeigt wurde. Die hingen dort öffentlich am Kiosk. Waren ja auch harmlos, wenigstens das, was wir gesehen haben, aber

nicht für Deutsche.

So war es denn auch eine Sensation, als der Film „Das Schweigen“ behandelt wurde – in diesen Illustrierten. Dort sollte eine Szene sein, die, na ja, darüber braucht man nicht zu sprechen, was da die zwei, auch noch mit Ingrid Bergmann als Darstellerin, trieben. Irgendwie „Beischlaf“. Da die Szene in einer Kneipe oder einem Restaurant spielen sollte und im Dunklen, habe ich damals so mit 17 Jahren schon gefragt, wie soll man da schlafen? Auf jeden Fall war es Sex. Also musste man in diesen Film. Ob ich wirklich schon 18 war, weiß ich nicht. Er war jedenfalls erst ab 18 zugelassen. Freiwillige Film-Selbstkontrolle FSK. Ich habe die Szene nicht erkannt. Und ein zweites Mal wollte ich kein Geld ausgeben.

Die Medien schreiben also auch nicht immer das Richtige. Schon damals nicht.

Im Juli 1962 saßen wir, ein paar Studenten und Massen von anderen Studenten, in Marburg hoch über der Lahn in der Fernsehkneipe. Ja, es gab damals etwas, was Fernsehkneipe hieß. Natürlich trank man da Bier. Der einzige Unterschied zu einer normalen Studentenkneipe war, dass das Lokal einen Fernseher hatte. Ein Fernseher war auch damals noch etwas Besonderes. Zu Hause hatten nur wenige solch ein Gerät. Es gab erst wenige Geräte, und sie waren äußerst teuer. Ein Programm gab es nur für ein paar Stunden am Tag, ansonsten sah man ein schwarz-weißes Testbild.

Korrespondentenberichte von den Journalisten aus der Welt – aus „aller“ Welt konnte man damals ohnehin noch nicht sagen, Korrespondenten gab es nur in einigen wenigen Ländern – Korrespondentenberichte also wurden als große Filmrollen mit dem Flugzeug von den USA nach Hamburg oder Köln gebracht und dann hier Tage später gesendet. Das war normal. Es war nicht anders als die Kriegsberichterstattung der Deutschen Wochenschau 20 Jahre zuvor, diese Art der Technik hatte sich nicht besonders stark weiterentwickelt.

Aber jetzt, jetzt kam ein Großereignis. Man sollte im Fernsehen live Bilder aus Amerika sehen. Wobei – „live“ gab es damals auch nicht, das Wort. Man sollte Bilder sehen, Filmbilder, die zum gleichen Zeitpunkt in Amerika aufgenommen wurden. Das war etwas Ungeheuerliches. Denn die Amerikaner hatten einen Satelliten ins Weltall geschossen. Und über diesen Satelliten sollten nun die Bilder nach Europa kommen.

Oder war es ein Unterwasserkabel durch den Atlantik? Das erinnere ich nicht mehr. Ich meine mich zu erinnern, dass eine kurze Ansprache des Präsidenten dabei war – aber das kann auch eine spätere Erinnerung sein. Auf jeden Fall war es erregend. Man war bei einer Weltpremiere dabei. Damals, in einer Kneipe hoch über der Lahn. Was da gesendet wurde? Keine Ahnung. War auch nicht wichtig.

Carsten Stern

Die „Königin von Saba!“

(ca. 1948–1968)

Große Ferien 1948 oder 49. In Westberlin gab es immer noch kaum was zu essen. Die Verwandten in Ostberlin und dem Umland halfen. Meine Mutter ging zum Spargelstechen zu Fuß von Steglitz nach Teltow auf die Rieselfelder zu den Bauern, bei denen sie früher auf dem Markt einkaufte, um für uns irgendetwas zum Essen zu bekommen.

Mein Vater war inzwischen im Westen, in Erbach im Odenwald, wo ein Freund aus der Propaganda-Kompanie seine ausgelagerten Tiefdruckmaschinen aktiviert hatte und damit begann, Kataloge zu drucken. Nebenbei produzierte er zusammen mit seinem Bruder wieder Filmheftchen und Sicherheitslehrbögen für die Gewerkschaften nach dem Vorbild der „Hilf-Mit“-Bilderbögen der Kriegsjahre. Mein Vater illustrierte sie, denn als ehemaliger Ullsteinmitarbeiter hatte er in Berlin Berufsverbot bis zur Entnazifizierung.

Also fuhren wir in den Sommerferien zum ersten Mal nach Erbach im Odenwald. Zunächst mit dem „Kühne“-Bus nach Frankfurt am Main. Die Fahrt führte ab Stuttgarter Platz, damals Treffpunkt aller Schwarzmarkthändler und Kriminellen, über die Behelfsbrücke im Weratal bei Salzgitter. Viele Jahre der große Umweg zwischen Berlin und Frankfurt und große Unfallfalle. Kühne-Busse waren, soweit ich mich erin-

nere, die einzige Verbindung nach Westdeutschland während der Blockade.

Meine erste Reise in den „Westen“. Nach harscher Grenzkontrolle giftiger, sächsisch sprechender Soldatinnen, die uns durchsuchten, als ob wir ein ganzes Pferd unter der Bluse versteckt hätten. Diese unwürdigen Kontrollen in Helmstedt gehören zu den prägenden Erinnerungen, die ich mit vielen Westberlinerinnen aus dieser Zeit teile, wie ich aus Gesprächen immer wieder erfahre. Ich führe darauf die unterschwellige Abneigung vieler Berliner gegen Sachsen eher zurück als auf die Kriege zwischen Preußen und Sachsen. Leider sollten diese Schikanen so bleiben, solange es die Grenzkontrollen gab. Wohl wegen meines polnischen Namens.

Später zu Baader-Meinhof-Zeiten auch auf der Westseite, wegen meines Namens und meines Aussehens in stolzem, eher linkem Outfit. Lange glatte Haare, lange Pullover, Hosen – schon verdächtig!

Doch zurück ins Ferienjahr 1948 oder 1949: Als wir endlich in Frankfurt ankamen, war es Nacht. Kein Mensch auf der Straße. Nur ein ungeheures Trümmerfeld. Schlimmer als in Berlin-Steglitz. Als wäre der Krieg gestern gewesen!

Erinnerungsblitz: ein geschniegelter, in tadelloser Uniform gekleideter junger Amerikaner, einsam an einem

Würstchenstand, verloren zwischen Ruinen und Schuttbergen am Rossmarkt – so falsch am Platz, wie man nur sein konnte. Und doch genau richtig.

Mein Vater holte uns ab. Sofort fuhren wir weiter durch die Nacht in den tiefsten Odenwald. Ich erinnere mich an eine Landstraße mit rauschenden Bäumen, die manchmal das Auto streiften, ein VW-Käfer mit Zwischengas, auf den mein Vater sehr stolz war. Kriegsgrau, wie ich fand. Viel dunkler Wald, keine Menschenseele, schlafende kleine Städtchen, so viele Kurven, dass mir schlecht wurde.

Dann endlich Erbach. Mitten im Wald. Ein kleiner murmelnder Bach, dahinter die Druckerei und ein paar Holzbaracken. Darin hatte mein Vater seinen Zeichentisch und wir unsere Betten. Wo er mit meiner Mutter schlief, weiß ich nicht mehr. Für meinen Bruder und mich das Paradies, barfuß über Wiesen laufen, über den Bach springen, direkt in den Wald. Erbach, das war Leben wie in meinen Märchenbüchern. Kienäpfel so viel ich wollte, Moosböden, um barfuß darin zu versinken, Blaubeeren, Himbeeren, Brombeeren so viel ich wollte!

Das gab es also auch, hier wäre ich gern geblieben. Bei meinem Vater, der anscheinend viel reicher war als wir. Und reiche Freunde hatte. Die wohnten in einem großen Haus, auch direkt am Wald. Alles konnte man zu Fuß erreichen, ohne lange S-oder U-

Bahnfahrten. Es gab kein einziges zerstörtes Haus, aber viel Fachwerk und ein großes Schloss mit richtigen Grafen und einer Sammlung vieler Waffen aus dem Mittelalter, mit Rüstungen, wie ich sie nur aus den Büchern kannte. Sogar einen Keuschheitsgürtel hatten sie.

Ja, da wäre ich gern geblieben. Zumal der Freund meines Vater drei Söhne in meinem Alter hatte, die mir gleich das Fahrradfahren beibringen wollten, was natürlich total schief ging. So erschien ich zum Festtag uns zu Ehren mit aufgeplatzter Lippe und zerschundener Wange. Zum Ärger meiner Mutter, die mit uns auftrumpfen wollte.

In Berlin hatten wir kein Geld für ein Fahrrad. Glücklicherweise gab es noch etwas zu feiern: der Einzug der „Königin von Saba“ (Musiktruhe des Herstellers SABA)!

Überhaupt wurde ständig gefeiert in diesem Zauberland. Das war nicht so dröge wie in Berlin. Jeder Anlass war willkommen, zu trinken und es sich wohl gehen zu lassen, die dunklen Zeiten zu vergessen. Kein Wunder, dass mein Vater gar nicht mehr gern nach Berlin kam, nur noch zu Weihnachten, wenn keine Ausrede mehr half.

Für die „Königin von Saba“ war im Haus des Freundes extra ein Anbau gemacht worden. Rechtzeitig fertig zu unserem Erscheinen. Da stand sie nun, und wir standen alle drum herum. Der Hausherr legte zehn Platten auf einen Plattenwechsler und stellte

alles am Radio ein. Meine Güte, so etwas hatte ich noch nie gesehen und noch nie gehört. Das war eine riesige Musiktruhe!

Ich dachte an unseren kleinen Volksempfänger. Ich verstand nicht, warum meine Mutter nicht mit uns in dieses Paradies ziehen wollte, zu diesen lustigen Leuten, zu meinem Vater, der uns verwöhnte, wo es Burgen und Schlösser in echt gab, wo ich an der Quelle stehen konnte, an der Siegfried von Hagen ermordet wurde. Wo man reisen konnte, ohne ständige Kontrollen über sich ergehen zu lassen. Nicht von Sachsen angeschnauzt wurde.

Was war so schön an Berlin, wo es nichts zu essen gab, wo wir kein Geld hatten, wo das Schloss eine einzige Ruine war und alles andere für uns unerreichbar, da im Osten? Mit einem Wald, in dem sich auf wenigen Hektar eine ganze Großstadt im Sommer traf und alle Himbeeren oder Blaubeeren oder Brombeeren längst gepflückt waren, als wir kamen.

Ich wollte die Freiheit dieser Ferien immer haben, ich wollte nie mehr

eingeschlossen sein. Erst fünf Jahre später gab meine Mutter nach, nachdem die Druckerei nach Darmstadt umgezogen war. Da begann für mich als 17-Jährige tatsächlich eine glückliche Zeit mit vielen Festen, großen Entdeckungen der Architektur, neuen Theaterformen und der neuen Musik.

Mit vielen Freunden, die nicht alle zwei Stunden entfernt wohnten. Mit Radtouren in den Odenwald und kurzen Verständigungswegen ohne lange S- und U-Bahnfahrten durch Umwege um die „russische Zone“. Wir trafen uns schnell, obwohl es noch lange nicht selbstverständlich war, ein Telefon zu haben. Die Post kam, wenn überhaupt, mit tagelanger Verspätung.

Ein Auto? Du liebe Güte. Vielleicht, wenn alles gut ging, irgendwann einmal ein Motorroller.

Es wurde dann doch ein Auto, 1965. Ein gebrauchter Fiat 600, mit dem ich jeden Tag von Darmstadt nach Frankfurt in meine Werbeagentur kurvte. Wieder ein Stückchen Freiheit mehr. Und Glück.

Ingeborg Schreib-Wywiorski.

Das Radio als Alltagsbegleiter

(1933-1949)

Für mich, Jahrgang 1933, war das Radio ein Gerät, welches zur Wohnungseinrichtung gehörte. Soweit ich zurückdenken kann, war ein Radio in meinem Elternhaus vorhanden. Es war ein braunes Gerät mit drei Knöp-

fen, an denen wir Kinder aber nicht drehen durften. Später kam ein großer Apparat (dieser stand im so genannten Herrenzimmer) dazu. Er hatte ein „magisches Auge“, und erst wenn es voll aufleuchtete, war der Sender

richtig eingestellt.

Mein Vater, ein großer Anhänger klassischer Musik, hörte gerne Arien von zu jener Zeit berühmten Interpreten. An einen Namen kann ich mich noch sehr gut erinnern: Wilhelm Strienz. Später habe ich erfahren, dass er gar kein so guter Sänger gewesen sein soll, aber Hitler hatte ihn zu seinem Favoriten erkoren.

Im Herbst 1944 habe ich meinen Vater einmal dabei überrascht, wie er mit einer Decke über dem Kopf Radio London gehört hat. Ich wurde zu strengstem Stillschweigen verpflichtet und habe mich auch daran gehalten.

Vom Frühjahr 1945 an begann dann eine Zeit von mehreren Jahren ohne jede Verbindung zur Außenwelt. Erst 1948/49 gelang es meinen Eltern, ein neues Rundfunkgerät zu kaufen. Wir wohnten zu der Zeit in der SBZ (DDR). Dort war es bis weit in die fünfziger Jahre hinein nur mit Beziehungen möglich, ein Radio regulär zu kaufen. Eine Ausnahme gab es jedoch. In den Geschäften der HO (Handelsorganisation) konnte man viele Dinge, auch Radios, zu weit überhöhten Preisen erwerben.

Richard Hensel

Der homo ludens will endlich Fernsehen (1959)

Die Kreativität des Menschen entwickelt sich spielerisch, und aus dem Spielerischen das Spielen. Der moderne homo ludens allerdings – der „spielende Mensch“ – ist in der Mehrzahl vom aktiven zum passiven Teilnehmer geworden, und wenn die Entwicklung so weitergeht, verkümmern seine Gliedmaßen mehr und mehr.

Und wer ist schuld daran? Das Fernsehen, das Kino, nein: das Puschen-Kino unserer Zeit. Es hat unser Leben, unsere Freizeit, von Grund auf verändert, und wenn auch der Trend nachgelassen hat, stundenlang vor der Glotze zu sitzen – längst hat diese Rolle der Computer übernommen – so ist doch beispielsweise das Tabu, nach zwanzig Uhr, weil dann die Ta-

gesschau beginnt, nur im Ausnahmefall bei jemandem anzurufen, auch heute noch weit verbreitet.

Natürlich wollten wir, als wir jung waren, auch „einen Fernseher“, sprich: Fernsehgerät haben. Es gehörte, neben ersten Möbeln für die Einrichtung, 1959 zu unseren sehnlichsten Wünschen. Doch es sollte, wenn schon, denn schon, nicht irgendein Gerät sein, sondern etwas Besonderes, und so leisteten wir uns für 1.500 DM eine Körtling-Fernsehtruhe, ein Möbelstück, das etwas herzeigte: ein relativ großes, eingebautes Fernsehgerät samt Radio.

Dies alles vor dem Hintergrund, dass es damals nur Schwarzweiß-Fernsehen gab, außerdem nur ein Programm, und das nur stundenweise!



Eine Musiktruhe von hohem Wert

Doch es gab Ausnahmen, und das war der Sport. Fußball-Übertragungen wurden komplett gesendet, einschließlich Verlängerungen.

Was aber meistens noch länger dauerte, waren Tennisspiele, und da wir uns mit der mächtigen Truhe finanziell verausgabt hatten, verzichteten wir auf eine Urlaubsreise. Es traf sich gut, dass zu der Zeit das ATP-Tennisturnier am Rothenbaum übertragen wurde, und so saßen wir dann bei schönstem Sonnenschein halbe Tage drinnen vor dem Bildschirm. Essen war Nebensache, denn es war spannend wie ein Krimi – und wir entwickelten uns zu wahren Tennis-

Experten.

Nicht nur Altmeister Gottfried von Cramm sowie Wilhelm Bungert oder Christian Kuhnke, auch die Namen internationaler Stars wie Björn Borg oder Rod Laver und viele andere waren uns damals geläufig.

Wie gesagt: Es gab einen einzigen Fernsehsender, das Bild war schwarz-weiß und die Ausstrahlung erfolgte stundenweise. Die übrige Zeit gab es ein Testbild. Oder Störungen oder „Schnee“. Wie waren wir damals bloß anspruchslos! Und trotzdem vielleicht zufriedener als heute.

Claus Günther

Vom Radio zum Fernseher

(1935 bis 2011)

Wir hatten einen „Volksempfänger“ in Königsberg, wie fast alle Menschen. Ich erinnere mich, dass unser Radio den ganzen Tag lief. Dabei wunderte ich mich, als ich klein war, dass der Mann darin Platz hatte, der aus dem mit Stoff bespanntem Loch sprach. Es wurde viel Musik gespielt, und zwischendurch kamen Sondermeldungen, denn es war Krieg.

Nach unserer Flucht überraschte uns meine Mutter mit einem niedlichen kleinen Radio um die Weihnachtszeit, das sie von ihrem verdienten Geld gespart hatte. Obwohl es viele Neider gab, saß unser Zimmer am Sonntag immer voller Kinder vom Hof, und wir hörten die Just-Scheu-Sendung. Meine Tante zeigte mir erste Tanzschritte bei flotter Musik auf unserem Balkon.

Als ich in Hamburg anfang, konnte ich nur Radio hören, wenn ich mal bei Onkel und Tante war. Es dauerte bis 1959, bis ich mir ein Transistorradio von meinem Schwesterngehalt leisten

konnte, von Quelle.

1964 haben wir geheiratet, und unser zweites Möbelstück war ein Radio. Wann immer es ging, hörte ich Musik. Das war schon immer so.

Meine Schwiegereltern hatten bald einen Schwarz-Weiß-Fernseher mit Dackelbeinen und Türen zum Verschließen. Abends saßen wir manchmal zusammen und haben uns besondere Sendungen angesehen. Es hieß oft, man sollte nicht zu lange sehen, denn das würde den Augen schaden.

Nach unserem Umzug kauften wir uns einen eigenen Fernsehapparat. Bald, etwa 1968, kamen Farbgeräte auf den Markt. Weil die sehr teuer waren, mussten wir lange sparen, bis wir uns einen kaufen konnten. Obwohl ich immer in der richtigen Entfernung davor gesessen hatte, bekam ich Augenbrennen. Mein Augenarzt gab mir gute Tropfen und sagte, dass sich alle erst an das Neue gewöhnen müssten.

Ingetraud Lippmann

Medienabspielgeräte

(50er Jahre bis heute)

Medienabspielgeräte in meiner Kindheit im Berlin der fünfziger Jahre

Bei meinen Großeltern bin ich aufgewachsen, in Wilmersdorf. Wir hatten im Arbeitszimmer meines Großvaters ein kleines Röhrenradio auf seinem kleinen schwarzen Tisch ste-

hen. Dorthin verzog er sich, wenn es am Wochenende Fußball gab, mit einem Bier. Soweit ich mich erinnere, hörte ich nicht zu, aber bekam mit, wenn er „Tor!“ schrie oder wie Männer eben Fußballspiele kommentieren.

Ein größeres Radio stand auf dem

Küchenschrank. Meine Großmutter hörte sonntags Friedrich Luft, da musste ich ruhig sein. Sonst hörte sie Operettenmusik, die leichte Muse. Sie sang zeitweilig auch mit.

Es wurden auch regelmäßig politische Sendungen gehört. Meine Großeltern kamen aus Leipzig und waren sehr an dem Ost-West-Geschehen interessiert. Soweit ich mich erinnere, lief eines oder beide Radios den ganzen Tag. Ich nutzte es später auch, indem ich das hörte, was die Erwachsenen hörten.

Jugendzeit: Berlin der sechziger Jahre

Als meine Mutter 1966 nach dem Tod meiner Großeltern die Regie im Haushalt und über mich übernahm, kam ein Plattenspieler dazu. Das gefiel mir als Jugendliche. Einen Fernseher hatten wir nicht. Den hat sie sich erst gekauft, als ich mit 17 Jahren aus dem Haus war. Sicher besser so.

Taunus: Anfang der siebziger Jahre

1973 kaufte ich mir mit meinem damaligen Freund einen kleinen orangenen Fernseher. Wie lange ich den hatte, weiß ich nicht mehr. Aber diesen Schwarz-Weiß-Fernseher liebte ich sehr. In meiner Wohngemeinschaftszeit hatte ich kein TV, aber einen Dual-Plattenspieler.

Oh, und dann hatten Uschi und ich uns heimlich von Horst mal eine Platte ausgeliehen, und was passierte? Leider tropfte uns Wachs auf seine Platte. Was hat Horst, der sonst ein so ruhiger Mensch war, für einen Aufstand wegen seiner Platte gemacht!

Hamburg, Anfang der achtziger Jahre

Eine Stereo-Anlage besaß ich – die hat recht lange gehalten.

Einen Walkman hatte ich mir auch angeschafft. Mit einer Freundin aus der Schweiz tauschte ich sogenannte Briefkassetten aus. Eigentlich eine ganz tolle Art der Kommunikation. Wir untermalten das mit Musik. Nach einem Streit schickten wir uns die erhaltenen Kassetten zurück. Später habe ich die meisten gelöscht.

Die Geräte der neunziger Jahre

Ich hatte mich aus meiner Beziehung befreit, zog nach Altona und lebte mit meinem kleinen Fernseher und unterschiedlichen Stereoanlagen. Einen Videospieler hatte ich wohl auch, habe aber nur wenige Videokassetten gehabt.

Stattdessen nahm ich viele Radio-sendungen auf Kassette auf. Davon habe ich mindestens noch 100 Stück. Inzwischen machte ich Interviews mit einem kleinen Aufnahme-Gerät von Panasonic. Das habe ich noch, damit habe ich Patienten und Überlebende des Holocaust interviewt.

Eine spannende Aufnahme habe ich 1996 in der Nähe von Haifa in Israel mit Lotte gemacht. Sie erzählte ihre Geschichte, wie sie mit dem letzten Auswandererschiff über Ungarn nach vielen Monaten in Israel ankam.

Ab dem Jahr 2000

Inzwischen hielten die unterschiedlichsten Handys bei mir Einzug. 2008 kaufte ich mir mit einem jungen Kol-

legen gemeinsam ein Handy mit Digitalkamera – Fünf Megapixel, mit Radio und MP 3-Player.

Die Kamera nutze ich bis heute regelmäßig; Ich lerne damit die Digitalfotografie kennen und schätzen.

Das Radio hat einen besseren

Klang als meine letzte Stereo-Anlage. Das alte Handy nutze ich noch immer – es ist mir vertraut. Für die Verkäufer in den Handy-Shops ein Dinosaurier.

2000 zog mein Computer ein, gleich mit Internetanschluss.

Zu guter Letzt: Inzwischen höre ich Radio über das Internet, ich kann Programme aus aller Welt empfangen. Das mache ich seit einem Vierteljahr. Es begeistert mich, weil ich mein Englisch durch das Hören englischer Sender auffrische. Die Tonqualität ist mit den einfachen kleinen Lautsprecherboxen gut für meine Ohren.

Meinen Fernseher habe ich 2008 abgeschafft. Inzwischen schaue ich, wenn ich will, übers Internet die Ta-



gesschau, und anderes im sogenannten Live-Stream an.

So entdecke ich immer wieder Neues. Andererseits sehe ich immer öfter die alten Röhrenradios neu aufgemacht in den Läden, oder auf den Flohmärkten die Original-Geräte aus den fünfziger Jahren zu teuren Preisen.

So schließt sich der Kreis. Der Klang dieser Geräte führt mich wieder in meine Kindheit nach Berlin zu meinen Großeltern. Sie würden sicherlich über diese rasante technische Entwicklung staunen.

Petra Müller

Das „Aki“ am Hauptbahnhof

(1950-1964)

Direkt neben dem Hamburger Hauptbahnhof wurden 1950 die Bahnhofs-Lichtspiele („Bali“) mit 650 Sitzplätzen eröffnet. 1952 wurde das Haus umgebaut und in „Aki“ (Aktualitäten Kino) umbenannt. Jetzt hatte es 500 Plätze und einen Mittelgang. Geöffnet von 9 bis 23 Uhr, sollte es Reisenden, die auf ihren Anschluss-Zug warteten, die Zeit vertreiben. Interessanter als im öden Wartesaal war das allemal!

Bis Ende der 1950er Jahre wurde dort im wöchentlichen Wechsel ein halbstündiger Zusammenschnitt aus vier Wochenschauen gezeigt: Nachrichten als eine Art „lebendige Illustrierte“, gefolgt von einem Kultur- und einem Trickfilm. Information und Unterhaltung – ein ideales Konzept, das in den entbehrungsreichen Nachkriegsjahren sein Publikum fand. Anfangs standen die Besucher sogar Schlange.

Das ganze Programm dauerte etwa 50 Minuten und wurde nonstop wiederholt. Geworben wurde dafür kaum, meist genügte eine Anzeige in der Tageszeitung. Ein gutes Geschäft also. Und man konnte so viel Zeit im Kino verbringen wie man wollte! Das

weiß ich aus eigener Erfahrung.

Billig war es außerdem: 50 Pfennig auf allen Plätzen (Stand: 1953).

Obdachlose wärmten sich hier im Winter gern auf, aber auch Kinder, Jugendliche und Lehrlinge wie ich konnten sich diesen Kinobesuch leisten.

Mitte der 50er Jahre begann das Kinstosterben, doch die Akis, die es auch in anderen Großstädten gab, konnten sich noch gut behaupten. Sie waren ein Kino für jedermann, ein Zufluchtsort, genau so öffentlich wie die Bahnhöfe.

In den 60er Jahren wurde das Fernsehen zunehmend zur Konkurrenz; es war einfach aktueller. Man nahm daher nach und nach mehr Kulturfilme und Kurzkrimis ins Programm.

Anfang 1964 musste das Hamburger Aki schließen: Das Gebäude wurde im Zuge einer Straßenerweiterung abgerissen. 1973 wurde gegenüber vom Hauptbahnhof das „Bali“ wieder eröffnet – mit Action- und Sex-Filmen.

(Die Fakten entstammen Beiträgen im Internet.)

Claus Günther

„Nachts ging das Telefon ...“ (50er Jahre bis heute)

„und ich wusste schon: Das kannst nur du sein!“, heißt es in einem alten Schlager. Verzeihlich wär's wohl, wenn da mitten in der Nacht eine liebe Freundin anriefe oder ein lieber Freund. Aber die rufen bei Tage an!

Wenn nun aber jemand, der mit seinem Anruf meine Nachtruhe störte, ein erschrockenes „Oh, Entschuldigung – ich hab' mich verwählt!“ ausruft, nachdem ich mich gemeldet habe, kann ich dem auch verzeihen. Nicht aber, wenn ich in der Leitung nur jemanden atmen höre und nichts weiter! Das ist unheimlich, das gehört sich nicht.

„Gib mir einen Kuss durchs Telefon ...“, so beginnt ein anderer Schlager aus der Zeit, da alle Telefone eine Hör- und eine Sprechmuschel hatten. Das war richtig schön muggelig! *Gib mir einen Kuss durchs Handy?* Die Idee klingt fast pervers. Mit Handys macht man Selfies! Das konnte das gute alte Telefon leider nicht.

Unser erstes Telefon bekamen wir Ende der 50er Jahre; es war weiß oder vielmehr ein wenig elfenbeinfarben – natürlich gegen Aufpreis: Man war ja modern, und schwarze Telefone waren out.

Es hatte einen Mithörer in Form einer Muschel, die man sich übers Ohr hängte. Auch dieser Zusatz kostete Monat für Monat eine kleine Extragebühr. Ich glaube, die habe ich noch bezahlt, als wir das Ding längst nicht mehr hatten. Die Post muss sich

an solchen Extras dumm und dösing verdient haben. Es war ja nicht möglich damals – dank Post-Monopol –, dergleichen irgendwo zu kaufen.

Wenig später besaß ich ein erstes Tonbandgerät (von *Telefunken*), natürlich mit „Stereo“. Da wir unsere kleine Wohnung gegen eine größere tauschen wollten und ich dies per Kleinanzeige im *Abendblatt* inseriert hatte, mit unserer Telefonnummer, versteht sich, erwartete und bekam ich am Sonnabend etliche Anrufe von Interessenten. Im Gegensatz zu mir musste meine Frau samstags noch arbeiten. Also zeichnete ich die Telefonate mithilfe des Tonbandgerätes auf.

Unbehaglich sind mir bis heute die sogenannten Anrufbeantworter. „Bitte sprechen Sie nach dem Piepton!“ Daran habe ich mich zwar gewöhnt, nicht aber an die mehr oder minder originellen Ansagen, bei denen es häufig heißt: „Leider sind wir im Moment nicht zu Hause oder anderweitig beschäftigt.“ Anderweitig? Was soll das denn heißen? Mein Anruf ist wichtig! Wie bitte? Das soll ein Warn-Hinweis an Einbrecher sein? Aha. Verstehe.

Und dann: die Warteschleifen. „Wenn Sie Privatpatient sind, drücken Sie bitte die Eins.“ Nein, bin ich nicht. „Bitte haben Sie noch einen Augenblick Geduld.“ (Dudelmusik.) „Sie werden gleich weitergeleitet.“ (Dudelmusik.) Oder: „Der nächs-

te freie Platz ...“ (usw., Dudelmusik.) Spätestens beim dritten Mal gebe ich auf.

Noch schlimmer sind sogenannte Servicenummern, bei denen du von einer Fachkraft zur nächsten weitergereicht wirst. Mir ist es passiert, dass ich nach fünf Stationen wieder bei dem ursprünglichen Experten gelandet bin. Da war ich mit den Nerven zu Fuß.

Apropos Nerven: Als ich noch berufstätig war, haben mein Kollege und ich per Hausapparat zeitgleich zwei Mitarbeiter angerufen, die einander spinnefeind waren. Es passierte, was wir gehant hatten: Jeder der beiden behauptete, der andere habe ihn angerufen und nicht umgekehrt. Sie gerieten sich über die Frage nach dem Warum fürchterlich in die Haare, und wir – hatten die Hörer nebeneinander liegen und hörten zu.

Ein Lieferant, mit dem ich damals zu tun hatte, war drei Monate lang in den USA gewesen und sprach, zu-

rückgekehrt, mit entsprechendem Akzent. Ich fragte ihn, ob er Malesche mit den Zähnen habe. Dieser Mensch versuchte wenig später, und zwar lange bevor es Handys gab, mich erneut zu beeindrucken, als er von unterwegs anrief mit den einleitenden Worten: „Moment, ich muss mal kurz rechts ranfahren, ich spreche nämlich vom Autotelefon aus.“

Ach, was waren das früher doch für Zeiten! Wie gern höre und sehe ich heute noch, wenn in alten Krimis die Wählscheibe eines Telefons (siehe Foto unten) bedient wird – allein das Geräusch, wenn sie zurückläuft!

Telefonzellen hatten damals noch richtige Türen! Und es lagen dort sogar Telefonbücher aus, wenngleich zumeist reichlich zerknittert oder zerissen. Allerdings musstest du ganz stark sein, wenn du ein längeres Gespräch führen wolltest, denn es stank in den Zellen fürchterlich nach Nikotin. Dafür konntest du aber für 20 Pfennige ein stundenlanges Ortsgespräch führen!

„Fasse Dich kurz!“? Von wegen. Ekel Alfred hat uns im Fernsehen gezeigt, wie man's macht. Und übrigens: Ein Telefon ohne Schnur funktioniert überhaupt nicht, das ist ja wohl klar ... Wie bitte? Moment, ich muss Schluss machen: Mein Handy vibriert.

Claus Günther

So sah es aus: Telefon mit Schnur und Wählscheibe



„Blicken Sie da noch durch?“ (1953 bis heute)

Im Schaufenster des Radiohändlers steht ein dickes Fernsehgerät mit winzigem Bildschirm, draußen drängen sich die Menschenmassen – was ist los, was tut sich da auf dem Bildschirm? Die Krönung Elisabeths II., 1953? Die Fußball-WM 1954? Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht mehr. Wer besaß damals schon ein Fernsehgerät?

Wir jedenfalls nicht. Wir haben 1955 geheiratet und uns 1961 eine Körting-Musiktruhe gekauft, einen ziemlichen Kaventsmann, mit Radio, Plattenspieler und Schwarzweiß-Fernseher, für stolze 1.500 DM. Dafür verzichteten wir auf unsere Urlaubsreise und hockten in der ersten Zeit stundenlang vor der Glotze – um Tennis zu sehen! Es gab damals nur ein Programm, und gesendet wurde hauptsächlich abends, tagsüber wurden aber Sportereignisse wie beispielsweise Tennis-Meisterschaften oft in voller Länge übertragen; ohne Unterbrechungen durch Werbefernsehen, versteht sich.

Im Laufe der Jahre änderten sich unsere Wünsche und Sehgewohnheiten, aber auch die Angebote. Prestige-Truhen waren plötzlich „out“; die Bildschirme wurden größer, das Schwarzweiße bunt, und schließlich gab es das, worauf ich jahrelang gewartet und gehofft hatte: Flachbildschirme! Geräte, die man sich sogar an die Wand hängen kann,

wie ein Bild.

Ein kleinerer Flachbild-TV-Empfänger steht bereits in unserer Essecke. Momentan überlegen wir, unser älteres röhrenbestücktes Gerät im Wohnzimmer ebenfalls durch einen Flachbild-Fernseher zu ersetzen. Von meinem Fernseh-Favoriten, den ich beim Händler sah, habe ich mir einen Prospekt mit Beschreibung besorgt... Das liest sich dann so:

Screen Table Stand, HD-LCD-Technologie, Digital+Technologie, Image+, Image Basic, DMM, HD ready, PIP (AV), Split Screen TV/Videotext, Assist+, EPG inkl. NexTView-Link, Sound+ mit CRX[®]-Soundsystem, Hybrid-Tuner (DVB-T/DVB-C; analog: Kabel, Antenne), Component In YUV, Common Interface, HDMI In, DVB-S (Twin-Tuner), PIP (analog), DR+ mit Highlight-Funktion.

Aufgeführt habe ich hier nur jene Bezeichnungen, die ich entweder überhaupt nicht oder kaum verstehe (also eigentlich alle nicht richtig). Ich fürchte, wenn ich das meinem Psychodoc vorlese, hält der mich für gaga. Aber so was soll ja vorkommen bei älteren Leuten; ich bin schließlich auch nicht mehr der Jüngste.

Claus Günther

Zeitzeugen im Dialog

Regelmäßig berichten Zeitzeugen über ihre Aktivitäten. Sie sind im Gespräch mit einzelnen Schüler/innen und Schulklassen, geben Studierenden für ihre Forschungsarbeiten Auskunft oder Medienvertreter/innen Interviews. Zeitzeugen sind gefragt; Die Themen wechseln: Nationalsozialismus und Nachkriegszeit, aber auch „die erste Liebe“ oder Schulerlebnisse. Einen kleinen Querschnitt bietet die regelmäßige Kolumne „Zeitzeugen im Dialog“.

LUISEN-GYMNASIUM, BERGEDORF

Rückmeldungen von Schülerinnen und Schülern aus zwei 11. Klassen des Bergedorfer Luisen-Gymnasiums (Lehrerin: Susanne Falkson) nach dem Besuch der Zeitzeugen Claus Günther und Richard Hensel am 19.06.2017 (Auswahl):

„Ich fand es sehr interessant, die persönlichen Eindrücke der Zeitzeugen zu bestimmten Ereignissen oder Zeiträumen zu hören. Dadurch kann man sich viel besser vorstellen, wie die normalen Menschen damals den Alltag erlebt haben.“



Mir persönlich hat es sehr gut gefallen. Wir haben im Geschichtsunterricht zwar die Geschehnisse behandelt, doch durch die Perspektive eines Zeitzeugen bekommt man nochmal einen tollen Eindruck vom Alltagsleben. Ich kann es mir jetzt besser vorstellen. Ich denke auch, dass Herr Hensel und Herr Günther gut auf die Fragen eingegangen und nicht zu oft abgeschweift sind.“

„Ich fand die beiden Herren sehr sympathisch und ihre Erzählweise auch sehr ansprechend. Das Alter hat sich nicht wirklich bemerkbar gemacht und man konnte alles gut verstehen. Die Fragen wurden gut beantwortet, manchmal wurde ein bisschen abgeschweift, jedoch war das auch sehr interessant. [...] Was man aus der Vergangenheit gelernt hat, mit eingebracht wurde, z.B. „Nie wieder Krieg!“ Ich mochte, dass sie uns durch ihre Erfahrungen weiterbringen wollten und verhindern, dass dieselben Fehler wiederholt werden. Ich denke außerdem, dass auch diejenigen, die sich sonst für Geschichte nicht interessieren erreicht und etwas „aufgerüttelt“ wurden. Ich finde es gut, wenn Zeitzeugen in den Unterricht kommen, da sie individueller sind, d.h. man erfährt ganz spezifische Geschichten und Beispiele, die eine bessere Vorstellung von der Vergangenheit ermöglichen.“



„Ich fand es sehr gut, dass sie selber sagten, dass sie einige ihrer Handlungen bereuen, und finde es sehr mutig, dass sie selbst sagen, etwas falsch gemacht zu haben. Sie sind umfangreich auf die Fragen eingegangen und haben spannend erzählt. Man hat ihnen gerne zugehört. Ich habe einen Einblick in die Gefühle der beiden bekommen und bin sehr dankbar, dass sie anderen Menschen diese Erfahrungen weitergeben. Zeitzeugen können Schülern ihr Erlebtes spannend vermitteln und sie sollten mehr im Unterricht eingesetzt werden.“

„Leider waren zwei Stunden nicht annähernd genug Zeit, denn ich hätte ihnen noch mehrere Stunden zuhören können. Was ich auch gut fand, war, dass sie in verschiedenen Städten aufgewachsen sind, somit konnte man verschiedene Perspektiven sehen. Ich hätte noch gerne mehr über die Zeit 1950-1990 erfahren. Ich bedanke mich bei den beiden aus vollstem Herzen.“

„Ich fand es besonders interessant, was die damalige Sichtweise auf die Juden war und wie sich Ihre Meinung darüber geändert hat. Ich denke

auch, dass sie sehr ehrlich erzählt haben. Sie haben erzählt, wofür sie sich heute schämen und was sie bereuen. Ich finde es sehr gut, Zeitzeugen im Unterricht zu befragen, um die Vergangenheit aus einem persönlichen Blickwinkel zu betrachten.“

„Die Zeitzeugen haben einen wunderbaren Beitrag dazu geleistet, wie der normale Bürger es erlebt hat. Sie haben auch gut gezeigt, wie Kinder von klein auf indoktriniert wurden. Ich war von ihrer Ehrlichkeit überrascht. Der Aufruf zum Pazifismus hat mich sehr gefreut. Es war eine wundervolle Erfahrung.“

„Sie gehen sehr ironisch mit ihrem fortgeschrittenen Alter um. Sie scheinen beide geistig noch sehr fit zu sein und ihre rhetorischen Fähigkeiten ermöglichen eine sehr anschauliche Erzählung. Sie konnten sehr schlüssige Antworten auf die Fragen liefern, die unser historisches Verständnis um ein gutes Stück erweitert haben. Ich finde, jeder deutsche Schüler sollte sich einmal die deutsche Vergangenheit von Zeitzeugen erklären lassen, auch wenn mir klar ist, dass nicht alle so reflektiert mit dem Vergangenen umgehen wie Herr Hensel und Herr Günther.“

Zusammenstellung: Claus Günther

JOHANN AMOS COMENIUS-SCHULE IN PINNEBERG

Am 25. Mai 2017 besuchte mich Imke Mierisch, die in Kürze Abitur machen will. Für ihre Abi-Arbeit sammelt sie Informationen zum Thema „Volksgemeinschaft im NS-Staat, Jugendbewegungen.“

Da ich, Jahrgang 1923, nie in einer NS-Organisation war, bin ich heutzutage unter meinen Altersgenossen ein

echter Exot. Später wurde es Pflicht, im Alter von 10 Jahren der HJ oder dem BDM beizutreten. Meine Eltern haben es einfach nicht erlaubt. Weil wir 1937 von Farmsen nach Altona umzogen, fiel ich wohl durch das Raster.

Trotzdem hatte ich viel zu berichten. Ich hoffe, Imke kann es für ihre Abi-Arbeit gut nutzen.

Lore Bünger

WILLY-BRANDT-SCHULE

Am 11.10.2017 besuchten die Zeitzeugen Hans Ebel und Richard Hensel die Willy Brandt Schule in Norderstedt.

Das Foto stammt von einer Schülerin.



JOHANNEUM, GYMNASIUM IN WINTERHUDE/EPPENDORF

Datum: 12.07.2017. Lehrerin: Bettina Fensch. Anlass: Projektwoche. Zeitzeuge: Claus Günther. Schüler/innen: der 7. und 11. Klasse (siehe Foto).

„Heile, heile Hitler!“ So lautet der Buchtitel von Claus Günthers Biographie über eine Kindheit zwischen Bomben und Bunker, Schutt und Schuld, Grauen und Gewalt, Wachsen und Leben. Er berichtete in dem Zeitzeugenprojekt vor offenen, staunenden Mündern von seiner Kindheit und wie er als Sohn eines SA-Mannes und einer angepassten „deutschen Hausfrau“ zu einem Pazifisten wurde.

Zunächst hatte auch ihn der allgemeine Rassismus und Antisemitismus angesteckt und noch heute schämt er sich, dass auch er einmal die Barrikaden der Vernunft durchbrach: Er selbst beleidigte damals einen lang-

jährigen jüdischen Nachbarn. Wenig später waren die Nachbarn plötzlich weg, nachdem bereits lange vorher die Schaufensterscheiben aller jüdischen Läden eingeschlagen worden waren.

Mit mitreißenden Gesten und sehr bildlichen Erzählungen zog er die Teilnehmer des Projektes in seinen Bann und öffnete eine Tür, durch welche man zurücksehen konnte und viel Mitgefühl für die Opfer jener Zeit und auch Verständnis für die, welche mit dieser Grausamkeit zu leben lernten, empfand.

Herr Günther erzählte, wie er als Kind das Grauen „abdeckeln“ konnte, es in den Hintergrund schob und lernte, nicht darüber nachzudenken – über eine brutale Zeit, die absurderweise geprägt war vom unentwegten „Heil Hitler!“

*Constantin und Max
Projektwoche 2017*



Als Zeitzeuge in der Polizei-Akademie

1996 proklamiert Bundespräsident Roman Herzog den 27. Januar zum „Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“, der seitdem ein bundesdeutscher, gesetzlich verankerter Gedenktag ist. Die Polizei Hamburg erinnert in jedem Jahr in ihrer Akademie ihre Polizeischüler- und -studenten hieran, mahnt zur Wachsamkeit und wirkt damit der Gefahr der Wiederholung entgegen.

2016 schildern Claus Günther und Peter Petersen von der Zeitzeugen-Börse hier ihre Erlebnisse aus der NS-Zeit. 2017 spricht Zeitzeuge Wilhelm Simonsohn in der Polizei-Akademie über „Judenverfolgung aus Sicht einer betroffenen Familie“.

Mit 15 Jahren erfährt Simonsohn, als ihn ein Marine-Hitlerjunge-Kamerad als „Juden-Lümmel“ bezeichnet, dass er als Zweijähriger adoptiert wurde und dass sein Adoptivvater Jude ist. Er schildert den auszubildenden Polizeibeamten und Führungskräften das Leid, das seine Familie seit 1933 erlebt, den Boykott des Gewerbeunternehmens und die dadurch bedingte Insolvenz, die folgenden finanziellen Probleme und die Haft des Vaters im Konzentrationslager Oranienburg. Nach seiner Entlassung ist der Vater ein völlig anderer Mensch, still und in sich ge-

kehrt. Ein Jahr später stirbt der assimilierte Jude Leopold Simonsohn, der zum Christentum übergetreten und deutschnational eingestellt war, an den Folgen der Inhaftierung.

Wilhelm Simonsohn stellt heraus, dass viele Juden, die aus dem deutschen Geistesleben nicht wegzudenken sind, assimiliert waren wie z.B. Heinrich Hertz und Albert Einstein in der Wissenschaft, Heinrich Heine,



*Bild oben: Akademie-Leiter Thomas Model, Zeitzeuge Wilhelm Simonsohn und Polizeipräsident Ralf Martin Meyer.
Foto: Polizei Hamburg*

Felix Mendelssohn-Bartholdy, Max und Rolf Liebermann in der Kunst, Albert Ballin und die Familie Warburg in der Wirtschaft.

Über 200 Polizeibeamte, darunter die Führung der Hamburger Polizei, lauschen interessiert den Ausführungen des 97-jährigen Zeitzeugen. Polizeipräsident Ralf Martin Meyer und der Leiter der Polizeiakademie Thomas Model danken Wilhelm Simonsohn mit einem umfangreichen Werk, dem Buch „200 Jahre Polizei Hamburg“.

Hans-Günter Schmidt

Aus der „Hamburger Polizei-Journal“ Nr. 1/2017, Sandra Vogel PÖA 2:

Begleitet von Hans-Günter Schmidt, berichtete Wilhelm Simonsohn auf Einladung der Hamburger Polizei-Akademie an die Zeitzeugengruppe anlässlich des Holocaust-Gedenktages (27. Januar 1945 – Befreiung von Auschwitz), im Rahmen der Veranstaltung „Gegen das Vergessen“ aus seinem bewegten Leben. – Für das Überlassen des Fotos und des Beitrags dankt die Redaktion den Autoren vom „Hamburger Polizei-Journal“.

Selten ist die Geschichte so direkt erfahrbar, wie am internationalen Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus. Aus erster Hand hörten Interessierte in der Mensa des PAZ, welches Leid der Familie des erzählenden Wilhelm Simonsohn widerfahren ist.

1919 geboren, erlebte Wilhelm eine

glückliche Kindheit ohne materielle Sorgen und Nöte. Er fühlte sich wohl in Altona, hatte ein gutes Verhältnis zu seinem jüdischen Vater und seiner christlichen Mutter. Erst mit 15 Jahren erfuhr er durch Beschimpfungen seiner Marine-Hitlerjugend-Kameraden, dass er als Zweijähriger adoptiert wurde. Nur vier Jahre später, 1938, wird sein Vater ins Konzentrationslager Oranienburg gebracht.

Wilhelm Simonsohn setzt sich für seinen Vater ein, er überzeugt den Konzentrationslager-Kommandanten davon, dass sein Vater ein patriotischer Deutscher ist. Er hat es geschafft, nach wenigen Wochen wird sein Vater wieder freigelassen.

Die Folgen der schlechten Haftbedingungen führen jedoch dazu, dass der Vater im selben Jahr verstirbt.

Anschließend beginnt für Wilhelm Simonsohn die offizielle militärische Ausbildung. Er kommt zu den Seefliegern und wird zum Bildsoldat ausgebildet. In seiner weiteren Verwendung ist er für die Heeresaufklärung zuständig.

Nach dem Krieg wurde er Verwaltungsbeamter. Er lebt noch heute in Hamburg und erzählt in Schulen als Zeitzeuge von seinen Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus.

Über sein Leben berichtend, nutzt er gerne ein Zitat von Sören Kierkegaard: „Das Leben wird vorwärts gelebt und erst in der Rückschau verstanden. Allerdings: Manche der „Zufälligkeiten“ sind mir bis heute unbegreiflich geblieben.“

MEDIENPREIS**MENSCHENRECHTE 2017**

Für den **Marler Medienpreis Menschenrechte 2017** nominiert worden ist der NDR-Beitrag vom 17.12.2015 für „Panorama“ (Das Erste, NDR): **Kriegskinder Deutschland 1945 — Syrien 2015**. Als Zeitzeugen mitgewirkt hat **Günter Luck**s in der Dokumentation.

Der Film stellt die Kriegserfahrungen in Deutschland 1945 der aktuel-

len Situation in Syrien gegenüber und ist ein starker Appell an die Menschlichkeit. Besonders die Darstellung traumatisierender Kindheitserfahrungen lassen den Zuschauer mitfühlen und die Schwere und Umfänglichkeit von Kriegserlebnissen spüren. Er verdeutlicht, dass wir gemeinsam die Verantwortung dafür tragen, Menschen mit solchen Narben an Körper und Seele zu unterstützen.

Zusammenstellung: Claus Günther

DANKESCHÖN!

Das Seniorenbüro Hamburg e.V. dankt allen ehrenamtlich tätigen Zeitzeugen der ZeitZeugenBörse Hamburg, für 20 Jahre hochengagierte Jahre, z. B. für

- ◇ weit über 250 Schulbesuche bei Wind und Wetter,
- ◇ die fast 1.000 spannenden Beiträge für mittlerweile 64 Ausgaben der Zeitung,
- ◇ die aktive Arbeit in der Koordinierungsgruppe des Projek-

tes, z. B. bei der Organisation von Schulbesuchen und beim Korrekturlesen,

- ◇ allzeit eindrucksvolle, gewinnbringende Gespräche mit Medienvertretern,
- ◇ und die Toleranz und Bereitschaft, sich immer wieder auf Neues einzulassen.

Auf eine weitere produktive und ereignisreiche Zusammenarbeit in den nächsten Jahren!

Ulrich Kluge

Impressum

Redaktion: Peter Bigos, Lore Bünger, Claus Günther, Richard Hensel, Line Kippes, Ulrich Kluge, Ingeborg Schreib-Wywiorski. Wir danken allen Autorinnen und Autoren, die ihre Beiträge in dieser Ausgabe und für eine Internet-Publikation zur Verfügung gestellt haben. Änderungen behält sich die Redaktion vor.



V. i. S. d. P.: Ulrich Kluge

Termine Zeitzeugenbörse Hamburg

Gruppen Erinnerungsarbeit

Selbst Erlebtes thematisch erinnern, miteinander diskutieren und aufschreiben.
Für Interessierte, Einsteiger und „alte Hasen“. Erinnerungen aus dem Nationalsozialismus, dem geteilten Deutschland; vom Krieg und aus dem Alltag.

Gruppe Hamburg (City)

Leitung: Line Kippes
Jeden 1. und 3. Dienstag im Monat,
von **10.00-12.00 Uhr**,
im Seniorenbüro, Brennerstr. 90.
Jan. 2018: Di., 02. + 16. 01.
Feb. 2018: Di., 06. + 20. 02.
Mrz. 2018: Di., 06. + 20. 03.
Apr. 2018: Di., 03. + 17. 04.

Gruppe Quickborn

Leitung: F. Schukat, U. Neveling.
Jeden 1. und 3. Do. im Monat,
10.00-12.00 Uhr. Freizeitraum
Kirchengemeinde, Lornsenstr. 21-23,
Quickborner Heide.

Interkulturelles Erzählcafé

Leitung: Kathrin Fredebohm
Jeden letzten Freitag im Monat, **11-14 Uhr**. Für Dulsberger, Interessierte und für Menschen mit Migrationshintergrund. Im Senioren Treff Dulsberg, Dulsberg-Süd 12.
Tel. 040- 6965 8084

Gruppe Wedel

Leitung: Dorothea Snurawa
Rathaus Wedel, Raum „Vejen“ im
Erdgeschoß, **10.00 – 11.30 Uhr**.
Di., Themen und Daten
Tel.: 04103-1895255.
www.zeitzeugenboerse-wedel.de

Gruppe Ahrensburg

Leitung: Elke Petter.
Jeden 1. Freitag, **10.00-11.30 Uhr**.
Im Peter-Rantzau-Haus, Manfred-Samusch-Str. 9. Tel. 04102- 21 15 15

Erinnerungswerkstatt Norderstedt

Beim Lernverbund Norderstedt,
jeden 2. Dienstag, **10.00 Uhr**,
im DRK Norderstedt, Ochsenzoller Str. 124. Infos: www.ewnor.de

Jubiläumsfeier „20 Jahre ZZB“

Symposium „Demokratie braucht Erinnerung“. Die Zeitzeugenbörse Hamburg wird am Do., 14.12.2017, 16.00 Uhr, ihr Jubiläum im Hamburger Rathaus feiern.
Bürgerschafts-Vize-Präsidentin Barbara Duden, Prof. Dr. Rainer Nicolaysen (Vorsitzender des Vereins für Hamburgische Geschichte), und Schüler/innen werden mit den Zeitzeugen im Gespräch sein.

Kontakt

ZZB-Geschäftsstelle Hamburg
Zeitzeugenbörse Hamburg, p. A.
Seniorenbüro Hamburg e.V.,
Brennerstr. 90, 20099 Hamburg
Tel. 040 – 30 39 95 07
zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de
www.zeitzeugen-hamburg.de

Titelseite hinten
Innen S. 83

Titelseite hinten
Außen S. 84